
MAIKOWSKI
Fritz Stelzner
Schicksal SA.

Bücher der jungen Nation

Band 2

Fritz Stelzner / Schicksal SA.

Druck: Münchner Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn KG., München

Fritz Stelzner

Schicksal SA.

Die Deutung eines großen Geschehens

Von einem, der es selbst erlebte

2. Auflage
11.—15. Tausend

19 38

Zentralverlag der NSDAP., Franz Eher Nachf., München

Einbandentwurf von Hasso Freischlad, München
Printed in Germany

Meinem Freunde

Hans Eberhard Maikowsky

gewidmet

Er fiel am 30. Januar 1933

für Deutschland

Geleitwort

In diesem Buch ist der Versuch gemacht worden, von der Linie des alten Kämpfers, der von Anfang an dabei war, schlicht und ungekünstelt den Kampf um Deutschlands Reichshauptstadt so zu schildern, wie er war.

Viele fühlten sich berufen, den alten SA.-Geist zu deuten und über ihn zu schreiben. Wenige aber schildern ihn aus eigenem Erleben ohne literarische Schönfärberei!

Hier ist der Versuch gelungen!

Das Buch nehme daher seinen Weg in die Herzen aller deutschen Männer, die das Braunhemd tragen, und gebe ihnen ein Beispiel von Opfermut und heroischer Haltung, es gebe ihnen einen Begriff vom echten, alten SA.-Geist!

Kurt Daluege

SS.-Obergruppenführer

ehemaliger Führer des Gausturms Berlin.

Vorwort

Die SA. hat sich eine Seite im Buch der Geschichte erkämpft. Ihre Tat ist unsterblich geworden.

Aber die großen Taten der Geschichte vermögen zukünftige Geschlechter besser zu würdigen als jene, die sie erleben.

Es erscheint daher notwendig, daran zu erinnern, daß der Träger des Kampfes um dieses Dritte Reich allein die SA. war und ist. Einer solchen Erinnerung soll dieses Buch dienen.

Kampf und Schicksal der SA. in einer Stadt sind geschildert.

Der Kampf der SA. hat das politische Schicksal des Volkes geformt. Man kann daher diesen Kampf nicht darstellen, ohne in großen Umrissen seine Auswirkungen anzudeuten. Diese Auswirkungen gehen über die Stadt hinaus, aber ohne ihre Kenntnis würde der Sinn der Einzelhandlungen nicht deutlich werden.

Der SA.-Mann soll in diesem Buch sein Erleben wiederfinden. Es geht in ihm jedoch nicht so sehr um das äußere als um das innere Kampferlebnis. Es kann am überzeugendsten an Einzelschicksalen aufgezeigt werden.

Vier junge Kameraden sind dem großen „Schicksal SA." verfallen. Sie müssen ihm folgen, ihr Leben gehört ihnen nicht mehr. Ihre Schicksale sind Teile des großen, gewaltigen Schicksals SA. geworden.

Der Sinn des Buches ist erfüllt, wenn aus ihm erfühlt wird, daß es das Schicksal dieser SA. wurde, das Reich zu erobern, zu erretten und zu erhalten durch ihre drei Tugenden:

Opferfreudigkeit, Treue und Disziplin.

Vergeßt das nie, Kameraden!

Aufbruch

Kameraden

Tabaksqualm hängt um Mitternacht im Dorfkrug.

Verschwommen erscheinen rote Gesichter im Dunst. Betrunken rekelt sich ein halbwüchsiger Junge.

Der Wirt am Schanktisch wendet den Kopf nach der Tür, von der plötzlich ein frischer Luftzug Fetzen aus dem Qualm reißt.

Vier junge Burschen in Wanderkleidung stehen zweifelnd am Eingang. Die Unwirtlichkeit des Raumes läßt ihre Bitte um ein Nachtlager verstummen.

„Bei mir gibt's kein Quartier mehr!" Der Wirt enthebt sie der Frage, ehe sie ausgesprochen ist.

Sie fühlen die Blicke der Trunkenen auf sich gerichtet, Neugierde starrt auf die Fremden.

Der Landjäger hinten in der Ecke beim Skat empfindet unwillig die Störung. Der betrunkene Junge torkelt empor und schlägt sein blödes Lachen an.

Da knallt die Tür zu, die Kameraden atmen wieder mit tiefen Zügen die kalte, reine Nachtluft.

Ostern ist es.

Vier Freunde ließen die Stadt noch am letzten Werktagabend hinter sich. Lehrlinge sind sie und Studenten: Hans Suren, schlank und dunkel, Kurt Hecker und Herbert Strowig, groß und blond, und der kleinere Fritz Helbig.

„Das nannte sich auf der Karte Jugendherberge!" lacht Fritz Helbig unbekümmert.

„Macht nichts; ist ja gleich, wo wir schlafen", heißt die Antwort.

„Also weiter!"

Ihre Stiefel klappen gleichmäßig durch das schlafende Dorf. Das letzte Licht verschimmert hinter den Stämmen des nahen Waldes.

Schwarz und dunkel stehen Kiefern gegen den besternten Himmel. Unbelaubt sind die Erlen, deren Schattenrisse sich hin und wieder von einem Wasserlauf abheben, auf dem geborstenes Eis klirrend gegeneinander reibt.

Sandig sind die Wege der Mark.

Sie gleichen sich hier und da. Und überall ist Platz für Jugend, die es nicht kümmert, ob sie ein Dach über dem Kopf hat.

Zaghaft schlägt irgendwo am Waldrand eine Flamme aus feuchtem Holz. Weiß steigt der Rauch in die Nacht.

Aber wie die Wärme die sorgsam geschichteten Äste getrocknet hat, prasselt ein helles Feuer empor. Gelb und rot zuckt das Licht über die Gesichter der Jungen, die sich eng an die Glut drängen, ob der Rauch auch in den Augen beißt.

Da mundet ihnen der Schluck aus der Feldflasche, sie stillen den Hunger aus ihren Tornistern. Decke und Mantel sind auf den Boden gebreitet.

„Nun ist's gemütlich!" ruft Kurt, „Fritz, hol die Klampfe!" Und schon schwingen die Saitentöne. Landsknechtslieder steigen auf, stolz und trotzig, und Fahrtenlieder voll ferner Sehnsucht.

Aber wie sie singen:

„Frei ist das Meer, wenn die Eisberge ziehn,
Südwärts in Scharen die Schneegänse fliegen ..."

da wirft Fritz die Klampfe plötzlich beiseite. Das Lied ist in ihm lebendig, und er bittet den Freund:

„Erzähl von deinem Vagabundenleben, Hans!"

Das Gesicht des Jungen steht kühn gegen die Flammen, aus denen der Funkenregen aufglüht. Und aus dem Prasseln des Feuers klingt, stockend zuerst, dann immer lebendiger und wärmer, die Stimme:

„Ihr habt mich oft gefragt, warum ich davonlief. Das frugen mich viele. Ihr müßt es verstehen und an euch selber begreifen. Fühlt ihr nicht dieselbe Unruhe in euch wie ich?

Das war es.

Ich konnte die Stadt nicht mehr ertragen. Jeder Tag widerte mich an, der mich von neuem in ein verhaßtes Büro zwang.

Und dann begann es, Sommer zu werden.

Das Korn reifte draußen auf den Feldern, da warf ich eines Tages den Affen über die Schultern und war auf und davon, ehe es mir selbst zum Bewußtsein kam."

„Und deine Eltern?"

„Mein Vater ließ mich vergeblich durch die Polizei suchen. Nach einigen Wochen schrieb ich an meine Mutter, daß sie sich nicht sorgen sollten. Als ich nach einem Jahr wieder nach Hause kam, hatten sie eingesehen, daß ich nicht in ein Büro taugte und ließen mich Gärtner werden."

„Nun erzähl von deinem Fahrtenleben selbst", bittet Fritz Helbig. Und Hans Suren erzählt von der Landstraße, auf die ihn die Unruhe seines Blutes getrieben hatte.

Er spricht von staubigen, sonnendurchglühten Straßen, von Stromern und Tippelbrüdern, die auf den endlosen Wegen zueinander halten und sich wieder trennen.

„Von ihnen lernte ich, daß man auf der Straße nicht verhungern kann. Ich fand wahrhaftige Kameraden unter jenen, die der Bürger nur verächtlich als Landstreicher bezeichnet.

Zwei Monate wanderte ich mit einem jungen Anarchisten zusammen, den in jedem Jahr der erste Frühlingstag wieder auf die Landstraße lockte, wenn er den Winter hindurch in der Stadt gearbeitet hatte. Er haßte alle selbstzufriedene Sattheit,

weil seine ganze Liebe den Armen, Entrechteten und Unglücklichen gehörte. Manchen Abend saßen wir bis tief in die Nacht über unseren Gesprächen zusammen, in denen wir den Sinn des Lebens zu ergründen versuchten.

Wir sahen ihn beide anders, obwohl wir gemeinsam seine tiefsten Schatten kennenlernen mußten. In Köln am Rhein schliefen wir mit knurrendem Magen bei der Heilsarmee.

Damals ging es uns sehr schlecht, aber wir haben die Zähne zusammengebissen und uns durchgeschlagen.

Nach acht Tagen war die böse Zeit vergessen. Wir saßen glücklich und froh auf den schönsten Jugendherbergen, alten Burgruinen, unter denen der Rheinstrom dahinfließt."

Deutschland erblüht aus den Worten, von der Landstraße gesehen. Die schwingt sich über die Flüsse und Ströme, zieht durch Dörfer und alte Städte, über Felder und Äcker und taucht in den schweigenden Wald.

In die Ferne weist sie und lockt. Unruhvoll schlägt das Blut dem, der den Ruf der Landstraße hört.

Wenn grau und trübe der Winter über die Stadt gegangen ist und die ersten Frühjahrsstürme an den Dächern reißen, dann steht in hellen Nächten der Schrei der Wildgänse über den Mauern.

Er klingt nicht in den Ohren der Bürger, die in einem vorgezeichneten Dasein ihrem Tagewerk entgegenschlummern.

Ihn hören auch nicht die Nachtschwärmer zwischen Tanzdiele und Bar, denen noch die schluchzende Tangomelodie des letzten Schlagers im Blute schwingt!

Der Schrei der Wildvögel weckt zitternden Widerhall in den Herzen der Verlorenen, Unruhevollen.

Es ist der Ruf der lockenden Ferne, der Weite und Freiheit, von der sie träumen.

Solange ein nordischer Frühling über dieses Land zieht,

erwachte mit dem Nahen der Zugvögel germanische Wandersehnsucht.

Eisfrei wurde das Meer, wenn die Schneegänse über Friesland strichen, und jauchzend stießen Wikingervölker ihre Drachenschiffe in die schäumende See zur Fahrt gegen Süden, in eine fremde lockende Welt.

Wikingerblut rollt in den germanischen Völkern, und die Verlorenen des bürgerlichen Lebens folgen heute uralten Instinkten, von denen sie nichts wissen, und der Ruf der Ferne ist ihnen Gesetz.

Abenteurer nennt sie in Zeiten der Sattheit ein Volk, dem Ruhe und Ordnung die Lebensgrundsätze einer bürokratischen Welt sind. Für sie war kein Platz in der Heimat, sie gingen verloren.

In fremden Erdteilen wurden sie fremden Nationen Kulturdünger, während andere Völker ihre überschüssige Kraft nutzbringend in eigenen Kolonien verwerteten.

Doch die Zeiten einer engen Ordnung sind längst vorbei. Unruhe geht durch das Reich.

Es liegt in Knechtschaft, und der Ruf nach Freiheit klingt nicht nur in den Herzen weniger Abenteurer.

Aus Knechtschaft und Hunger erwächst aufrüttelnd die Stimme des Blutes, der Ruf nach Freiheit wird zum Schrei und steht hell und scharf über dem Lande.

Da wachsen Ideen auf, geheimnisvoll von Mund zu Mund getragen, Ideale flammen empor, denen sich die Unruhevollen und Entrechteten, die Suchenden und eine begeisterungsfähige Jugend verschreiben, ehe die Satten von einem fernen Wetterleuchten ahnen.

Eine dunkle Drohung liegt über dem Geschick dieses Volkes.

Deutschland ist in Ketten geschlagen.

Die Schwarzen stehen am Rhein.

Eine Inflation rollte über das unglückliche Land und ließ die Opfer auf der Strecke.

Schüsse krachten an der Feldherrnhalle.

Das Gespenst der Arbeitslosigkeit steigt zum erstenmal auf.

Niemand kann ermessen, welches Entsetzen sich aus dem Meer von Blut erheben wird, in das der unaufhaltsam, unerbittlich mit jedem Jahr sich langsam nähernde endgültige Zusammenbruch dieses Deutschland und vielleicht ganz Europa tauchen wird.

Wenn noch einmal Maschinengewehre unter roten Fahnen knattern, werden keine Freikorps gegen sie marschieren.

Aber ruhig schläft der Bürger auf seinem Kissen, solange Bajonette zwischen seinem Geldschrank und dem Hunger stehen. Ihn kümmert nicht das Schicksal späterer Generationen, und ein Bankkonto nennt er die sicherste Grundlage für die Zukunft seiner Kinder. Festgefügt und gottgegeben erscheint ihm die kapitalistische Weltordnung.

Bezahlt er nicht dafür Heer und Polizei, daß seine Interessenvertreter, die er Regierung nennt, diese Machtmittel einsetzen, wenn es nottut?

Aber was bedeutet eine geheiligte Weltordnung denen, die sie zu durchbrechen bereit sind?

Was sind Maschinengewehre gegen Ideen, deren Macht das Opfer ist?

Alle diese Jungen, die Unruhevollen mit heißem Herzen, die ewigen Soldaten und Landsknechte, die aus einem verlorenen Krieg noch nicht zur Ruhe gekommen sind, die Hungernden, die Opfer dieser Ordnung, sie alle, die nicht teilhaben an Sattheit und Trägheit, sie sind bereit.

Tausend kleine Feuer glühen in diesem Lande. Eines Tages werden sie zu einer ungeheuren Flamme zusammenfinden.

Tausend unruhevolle Herzen klopfen in diesem Volk, eines

Tages werden sie in einem Rhythmus einem Ziel entgegenschlagen.

Noch liegt dieses Ziel in undurchsichtiger Ferne. Und die Männer, die es erkämpfen werden, können es nicht benennen, da sie es nur dumpf ahnen und erfühlen.

Aber sie sind aufgeschlossen in innerlicher Bereitschaft, sie sind würdig, Werkzeuge eines großen Schicksals zu sein.

Sie kennen schon den Feind und wissen, gegen wen sie zu kämpfen haben. Sie wollen nicht eine Regierung aus den Sesseln jagen, sondern ein ganzes System hinwegfegen, daß nichts mehr von ihm übrigbleibt. Und dieses System wird alle Machtmittel des Staates gegen sie einsetzen!

Aber wenn in ihre geöffneten Seelen der Ruf eines Führers fällt, an den sie glauben können, dann werden sie kämpfen, wenn auch alle Macht der Welt dagegenstünde.

Und wenn vor ihren suchenden Augen die Fahne emporsteigt, die ihnen Sinnbild all ihrer Sehnsucht, ihres Glaubens und Hoffens sein kann, dann werden sie ihr folgen, bis sie über dem ganzen Lande leuchtet. Oder sie werden mit ihr fallen, wenn es ihr Schicksal so will.

— — — — — — — — — —

Schwarz und still ist der nächtliche Wald. Rote Lichter streut die zitternde Flamme.

Dunkel stehen die vier Gestalten dagegen. Schweigend starren die Kameraden in das Feuer, das steil und gelb in die Nacht leckt.

Wieder einmal sind sie in endlosen Gesprächen den Weg ihrer suchenden Jugend zurückgeschritten. Aber in den Gedankengängen dieser Jungen, die eine verspießerte Generation mit verächtlicher Handbewegung als unreif beiseitestellen möchte, offenbart sich in den Erkenntnissen mehr politischer Wirklichkeitssinn, als ihn die aufweisen, die die Köpfe dieses Volkes vorzustellen angeben.

Wandervogel und Bismarckorden sind ihnen Etappen, die zurückliegen. Eine völkische Sehnsucht steht ungewiß in ihren Herzen.

Aber der völkische Name wurde zum Aushängeschild einer bürgerlichen Partei, der sie in einer kurz aufquellenden Hoffnung gefolgt waren, um zu bald enttäuscht an ihrer Spitze nur Politiker, aber keine Führer, in ihren Reihen Mitläufer und Phantasten, aber keine Revolutionäre, und in ihrem Ziel nur eine verbesserte Wiederaufrichtung vergangener Einrichtungen, aber keine Neuschöpfung zu erkennen.

Anarchismus und Kommunismus sind lockend in ihrem revolutionären Schwung, in der Wucht ihres Vernichtungswillens und der Kraft ihres Hasses.

Aber aus dem völkischen Gedankengut hat die Judenfrage das rassische Bewußtsein dieser Jungen einmal geweckt. Es hat sie für immer zu überzeugten Antisemiten gemacht, nie würden sie eine jüdische Führung ertragen oder einer jüdischen Idee sich anvertrauen können.

Und doch scheint der Kommunismus als einzige Macht diesen ihnen so verhaßten bürgerlichen Staat vernichten zu können!

Brennend war diese Frage vor ihnen aufgestanden, als sie nach dem Weg in die Zukunft suchten.

„Ich könnte einfach nicht Kommunist werden", wirft Kurt noch einmal in das Schweigen. „Mein ganzes Wesen sträubt sich dagegen."

„Mir geht es genau so", pflichtet ihm Herbert Strowig bei.

„Ich glaube, wir sind zu soldatisch dazu, und unsere Liebe hört bei Deutschland auf", deutet Hans Suren den Sinn der Freunde.

Fritz Helbig nimmt das Gespräch wieder auf: „Ihr habt recht, ihr könntet alle drei niemals Kommunisten sein. Herbert ist zu bürgerlich dazu, Hans zu soldatisch, wie er selbst sagt, und

du, Kurt, zu bäuerlich, weil du Sohn von Bauerngeschlechtern bist. Das liegt euch so im Blut, und ihr könnt nicht dagegen an, wenn ihr auch wolltet. Darum seid ihr nicht für den Kommunismus geboren, und niemand würde ihn euch glauben. Bei mir liegt der Fall anders.

Ich habe weder bürgerliche Hemmungen, noch eine übermäßig soldatische Gesinnung.

Und weil ich alles Gefühlsmäßige, das sich auch in mir gegen diese Idee sträubt, ausschalten konnte, habe ich mich noch eingehender mit der Frage beschäftigt.

Ihr wißt ja, ich wollte Kommunist werden. Aber in dieser Zeit, in der ich alle kommunistischen Ideen zu verstehen und mit Willen zu bejahen versuchte, habe ich erst gemerkt, daß ich schon eine Weltanschauung habe.

Denn als ich mich nach all den Zweifeln, dem inneren Zwiespalt, wieder zur Klarheit durchgerungen hatte, mußte ich am Ende dieses seelischen Kampfes erkennen, daß ich in meiner Überzeugung gefestigter wieder dort stand, von wo ich ausgegangen war.

Und da, Freunde, ist mir das zum Glauben geworden:

Wir sind früher einmal Wandervögel gewesen. Wir sind aus den Bünden gegangen, weil ihre Ziele unwirklich und unerreichbar sind.

Aber wir tragen die Idee des Wandervogels auch heute noch in uns, denn sie ist gut, sie ist völkisch und deutsch. Wenn dieser Idee ein politisches Gesicht gegeben würde, daß sie den Notwendigkeiten dieses Volkes gerecht wird, dann ist die Bewegung geboren, für die wir kämpfen können!"

„Und diese Bewegung ist schon da, Hitler hat sie geschaffen!" ruft Hans erregt. „Ich habe den Nationalsozialismus in Süddeutschland kennengelernt. Gehetzt und verfolgt zogen dort die Kämpfer aus dem Hitlerputsch durch das geknechtete Land.

Eiserne Kerle fand ich unter ihnen. Zu ihnen gehören wir!"

„Was wir bisher in Berlin vom Nationalsozialismus kennenlernten, war noch nicht überzeugend", sagt Kurt bitter. „Eine kleine Parteigruppe ohne erwiesenen Kampfwert in einem inneren Hader!

Und mir widerstrebt es eben, einer Partei beizutreten", fügt er schnell hinzu.

„Und doch müßte man es, wenn der Weg der rechte ist", meint Fritz Helbig nachdenklich. „Wir werden uns das Buch von Hitler besorgen, das er in der Festung geschrieben hat. Es heißt: ‚Mein Kampf'."

Müdigkeit liegt auf den Gesichtern der Freunde. Der Schlaf verlangt endlich sein Recht.

In Decken gewickelt, strecken sich die Jungen um das wärmende Feuer.

Herbert Strowig schläft schon mit tiefen und gleichmäßigen Atemzügen. Kurt und Fritz starren in die verblassenden Sterne, die über ihnen stehen, und ihre Gedanken kreisen nachschwingend bald heller, bald dunkler um die Fragen der Zukunft, bis sie mit Sternen, Nacht und Flammen in unruhigen Träumen verschwimmen.

Hans Suren hat die Feuerwache übernommen. In eine Decke gehüllt, steht er reglos, grau und unwirklich, in seltsamem Dämmerlicht, als im Osten in erster Helligkeit zartrosa Wölkchen in einen verblassenden Himmel segeln.

Unruhig fährt Fritz aus dem Schlaf auf, und der Freund erscheint ihm plötzlich als eine ferne Vision, deren weißes Gesicht ernst und still, fremd in einer schwarzen Unendlichkeit steht.

Aber er kann die Schatten um das Haupt des Freundes nicht deuten, und die seltsame Minute zwischen Nacht und Tag versinkt vor der Wirklichkeit eines erwachenden Morgens.

Vogelstimmen stehen jauchzend in der Luft. Glühend rot steigt feierlich der leuchtende Ball am fernen Horizont aus den Nebeln der Dämmerung.

Die ersten Strahlen der Frühlingssonne fallen wärmend auf die erschauernde Erde.

Da schütteln die Schläfer die Müdigkeit aus den Gliedern und strecken in raschem Lauf die jungen Körper in Licht und Wind, um Kälte und Steifheit der Nacht zu verjagen.

Noch liegen die Schatten der Kiefernstämme lang über dem Boden, und der Wald ist ein Gitterwerk von hellen und dunklen Stäben, da hallt schon der gleichmäßige Marschtritt der Freunde über den harten Weg.

Sorglos sind ihre Gesichter, hell und fest klingt ihr Lied in den Ostermorgen. Sie wissen nicht, daß sie schon ein Schicksal auf sich genommen haben, das ihre Zukunft bestimmt. Ahnungslos singen sie es in den lachenden Tag:

„Kamerad, nun laß dir sagen, Kamerad, es ist jetzt Zeit.
Horch, die Trommel hat geschlagen, sei bereit!
Aus ist der Traum, es heißt marschieren,
Heißt sein wonniges Leben verlieren,
Rot ist jeder Wolke Saum."

Und das Lied verklingt in der Ferne:

„Rot ist jeder Wolke Saum —!"

Ruf des Schicksals

„Horch, die Trommel hat geschlagen,
Sei bereit!" — —

Das ist irgendein altes Soldatenlied, das der Wind über die Landstraße weht.

Aber es ist ein tapferes und mutiges Lied, und wen seine Melodie gepackt hat, der wird sie nicht mehr vergessen, auch wenn sie längst verklungen ist.

Und die das Lied gesungen haben, müssen tapfer und mutig sein, es zu erfüllen.

Es ist jetzt Zeit!

Irgendwo ist eine einzelne Stimme.

Und da noch eine und eine dritte und vierte.

Und nun sind schon viele Stimmen, es ist ein Ruf:

Sei bereit!

Und jetzt schlagen auch Trommeln, sie wirbeln, sie fordern.

Und nun heißt es marschieren.

So will es das Schicksal.

Die Idealisten im Lande, die Unruhevollen, die Suchenden und Kämpfer, sie sind bereit.

Sie hören den Ruf und folgen der Trommel.

Ihr Schicksal heißt Hitler.

Als der Frühling über das Land zieht, als das junge Grün die Knospen sprengt und überall in der Natur neues Leben aus erstarrten Formen quillt, ist aus den Trümmern einer verschütteten und zerschlagenen jungen Kampfbewegung die Idee der Zukunft geboren.

Und als der Sommerwind schwer und trächtig über die fruchtbar wogenden Felder und die steinernen Städte streicht, trägt er den Marschtritt der Soldaten dieser Idee mit sich, der irgendwo in Deutschland erklingt, und der dieses Land erfüllen soll, bis das ganze Volk von diesem Rhythmus mitgerissen ist.

Hier und da steht dieser Marschtritt über dem Alltagslärm der Straßen.

Braun sind die Kolonnen, fremde Lieder flattern mit ihnen, und blutrot ist die Fahne mit dem Sonnenzeichen, die ihnen voranzieht.

Und mit ihnen geht ein Name durch das Volk: Hitlers SA.

Aber riesengroß ist das steinerne Ungeheuer: Berlin.

Unnatur in Asphalt und Zement zusammengeballt. Endlos das Häusermeer, Millionen Menschen in ihm versunken. Trost-

losigkeit um starrende Mauern und ragende Schlote in grau-rauchigem Himmel.

In Haß und Gleichgültigkeit muß der Ruf der jungen Idee ertrinken, wenn er es wagen sollte, an diesem Stein aufzu-klingen.

Aber es ist wie ein Wunder: Auch durch Stein und Asphalt der toten Stadt und durch Haß und Gleichgültigkeit der leben-den Menschen dringt die fordernde Stimme und erreicht die, für die sie bestimmt ist und die auf sie harren.

Sie reihen sich ein in die kleine Kolonne der ersten ent-schlossenen Kämpfer. Und sie heben die Hand zum Schwur auf den Führer.

Sie schwören ihm Treue und weihen sich damit der großen Idee.

Sie sind die Männer der Zukunft.

Die ersten Erkenner, die Idealisten: Arbeiter sind sie, Stu-denten und Schüler, unscheinbare Menschen im Kampfe des täglichen Lebens, kleine Angestellte und Lehrlinge.

Und unter ihnen steht Kurt Hecker, stehen Herbert und Fritz, und Hans Suren trägt die Fahne.

Sie alle streift hier der Hauch des Schicksals, dem sie folgen.

Unbekannt sind sie.

Niemand nennt ihre Namen.

Abseits stehen die, die sich die Größen des Landes nennen.

Alle Macht ist auf der anderen Seite.

Diese ersten Soldaten der Idee haben nichts als ihr gläu-biges Leben.

Das ist ihr Einsatz.

Sie werfen es voll und ganz in die Waagschale. Mit dem Schwur auf die Idee haben sie die Bestimmung über dieses Leben und ihre Zukunft aufgegeben. Es gehört ihnen nicht mehr.

Opfergang heißt ihr Kampf.

Sie müssen es schnell und bitter erfahren, wenn sie es nicht ahnten.

Als die Trommeln der neuen SA. zum erstenmal in Berlin erklingen, schallen sie dumpf, und an den leuchtenden Fahnen haftet schwarze Trauer. Und unter dem Wirbel der Trommeln senken sich die Fahnen vor ihrem ersten Toten, der fiel, ehe der Kampf fast begonnen ist.

Starr blickt an diesem Tage Fritz Helbig auf die Freunde. Ihre Gesichter sind ernst und still, und in ihren Augen liest er die Frage, die in seinem Herzen steht:

Ist das die Wirklichkeit dieses Kampfes, dem sie sich verschworen haben?

Erstochen, erschlagen in irgendeiner dunklen Straße!

Unbekannt ist der Tote für diese Stadt, und sie schreitet darüber hinweg, als wäre nichts geschehen.

Hat da ein Opfer Sinn und Zweck?

Aber als über dem Grabe das Lied vom guten Kameraden aufklingt, weiß Fritz Helbig plötzlich, daß der Tote sein Vermächtnis in ihn und in alle seine Kameraden gelegt hat. Eine schwere Pflicht tragen sie von nun an für immer in sich.

Der Kampf hat sie erfaßt.

Aber diese Stadt ist ein furchtbares Ungeheuer.

Wenn Fritz Helbig durch ihre Straßen geht, glaubt er, an ihr verzweifeln zu müssen, und Hoffnungslosigkeit steht wie eine graue, unüberwindliche Mauer vor Mietskasernen und Fabriken. Wo sollen sie diese Millionenstadt angreifen, die so voller Rätsel und Gegensätzlichkeit ist?

Müssen sie nicht von ihr erbarmungslos zerrieben werden?

So ist dieses Berlin:

Durch tausend Häuserschluchten jagt der Verkehr unter und

über der Erde. Er verbindet die Viertel im Osten und Norden mit dem Zentrum, dem Süden und Westen. Als eine Einheit erscheint dem Fremden dieser gewaltigste Komplex von Stein, Beton und Asphalt.

Aber unsichtbare, haßerfüllte Grenzen ziehen Klüfte zwischen Stadtteil und Stadtteil, als wären es feindliche Festungen. Sie sind es, und in ihnen stehen Armeen zum Kampfe bereit.

Da marschiert in wuchtigen Kolonnen die Klassenfront des proletarischen Nordens und Ostens, der Rote Frontkämpferbund. Schalmeien und Fanfaren gellen auf, in aufpeitschendem Rhythmus hallt der erbitterte Kampfschrei der Massen hindurch. Er klingt auf an grauen Mietskasernen und lichtlosen Hinterhöfen voll Elend und Not, und ist voller Haß und Wut. Hat er nicht recht, ist es nicht so: Klasse gegen Klasse!

Drohend hebt sich am Wedding, in Lichtenberg und am Friedrichshain die rote Faust gegen den bürgerlichen Westen.

Hier sind die Straßen breit und gepflegt. Die vornehmen Häuser bergen geräumige Wohnungen, angefüllt mit Reichtum und Behagen.

Ruhe und Ordnung liegt schon über den gepflegten Grünstreifen dieser Viertel, und die Klassenfront ihrer Besitzer bekundet sich nicht in lautem Kampfruf, sondern in der schweigenden Sicherung dieses Besitzes. Sie dokumentiert sich vielleicht in stillen, aber sprechenden Devisen wie: „Nur für Herrschaften", mit denen der Bürger seine privilegierten Hauseingänge verziert. Im übrigen aber ist sie vor allem Sache der Gesinnung.

An schönen Sonntagen erhebt sich diese bürgerliche Gesinnung zu der höchsten Steigerung, deren sie fähig ist: dem Patriotismus. Da ziehen die Kolonnen nationaler Verbände durch diese Straßen. Unter ihren Männern ist mancher, der für eine bessere Sache zu marschieren und einer großen Idee zu dienen glaubt. Aber sie sind mit ihren alten Fahnen und Märschen nur Erwecker einer flüchtigen patriotischen Ekstase. Wenn

sie verrauscht ist, bleibt nichts als der Gedanke an eine Schutztruppe des Besitzes gegen das Schreckgespenst des Bolschewismus. Und so ist es: Hier steht die Armee der anderen Seite bereit. Klasse gegen Klasse!

In Laubenkolonien, in erbärmlichen Bretterbuden, durch deren Dach der Regen tropft, hausen Erwerbslose. Sie versuchen, ihr freudloses Dasein mit den Bettelpfennigen der Unterstützung zu fristen.

Im Grunewald und in Dahlem wachsen märchenhafte Villen aus gepflegten Parks. Springbrunnen plätschern unter Blüten.

Aber die Besitzer dieser Schlösser der Neuzeit können die Langeweile ihres Drohnenlebens nur durch aufpeitschende Orgien in den nächtlichen Luxuslokalen des Kurfürstendamms ertragen.

Haß, Gleichgültigkeit, Prasserei, Armut, Verschwendung und Not nebeneinander. Das ist das andere Gesicht dieser verdammten Stadt.

Und mitten in ihr lebt ein Viertel für sich allein. Durch eine Bannmeile ist es von dem Volke getrennt, durch die die Stimmen des Hasses und der Not nicht dringen können. Und so soll es sein, denn in ihm sitzen in den Regierungsgebäuden die Männer, die diesen Zustand für immer erhalten möchten.

Ihre Macht ist ein großer Polizeiapparat, eine kleine Armee von hohem Kampfwert, deren Gesinnung ihnen aber zweifelhaft erscheint, und eine große Armee von einwandfreier Gesinnung, aber zweifelhaftem Kampfwert, die sie Reichsbanner nennen.

Das ist der Zustand.

Fritz Helbig und seine Kameraden sehen ihn so.

Sie sind ein paar hundert Männer in dem Hexenkessel einer Millionenstadt. Man kann diese Stadt nicht mit Handzetteln und Sprechabenden erobern. Das müssen sie sich sagen.

Und in dieser Erkenntnis wird zum erstenmal die Idee geboren, Berlin von außen zu erstürmen. Das ist ein Plan, der noch einmal eine entscheidende Rolle spielen soll, obwohl ihm keine Verwirklichung beschieden ist.

Damals sehen die Männer der SA. in ihm den einzigen Ausweg. Sie glauben an ihn mit der Hoffnungsfreudigkeit der Jugend.

Die erste Schlacht dieses Kampfes denken sie zu schlagen, als an einem Oktobertag ihre Trommeln in Potsdam zum „Ersten Nationalsozialistischen Freiheitstag der Mark Brandenburg" rufen.

Ihr Aufmarsch zeigt der Öffentlichkeit zum erstenmal eine vollkommen neue, disziplinierte Kampftruppe. Ihnen selbst kann diese bürgerlichste Stadt der Republik kein Erlebnis schenken.

So scheint es.

Programmäßig und ohne jeden Zwischenfall geht der Tag seinem Ende entgegen. Schon hat der Propagandamarsch durch die Stadt seinen Abschluß gefunden.

Da wird den jungen Kämpfern in der großen Kundgebung, die den Aufmarsch beenden soll, eine Offenbarung.

Sie kennen den Redner des Abends nicht.

Man sagt von ihm, er habe im roten Ruhrgebiet eine Kampforganisation aus dem Boden gestampft.

Aber sie wissen nicht, ob es so ist.

Er heißt Dr. Goebbels.

Er ist ein kleiner und schmächtiger Mann, der in der Unruhe der Riesenhalle auf die Tribüne steigt.

Aber nun beginnt er zu sprechen.

Und als die ersten Worte des Mannes fast zögernd in diesen Saal gefallen sind, ist plötzlich atemlose Stille unter den Tausenden.

Fritz Helbig blickt auf.

Er fühlt sein Herz schneller schlagen, er sieht die Gesichter der Kameraden sich spannen.

Dr. Goebbels spricht.

Und unter der Sprache dieses Mannes brechen verschüttete Quellen auf in den Menschen, die auf einmal erkennen, daß hier zum erstenmal dem Form und Deutung gegeben wird, das sie nur dunkel und unnennbar in den Seelen trugen.

Ehrfürchtig und weit werden ihre Herzen, und die Kündung ihrer Idee klingt ihnen wie eine gläubige Glocke.

Sie erkennen die Größe ihrer heiligen Sache in nie geahnter Deutlichkeit und fühlen die Liebe zu ihr in sich wie eine leuchtende Flamme.

Aber daneben erbrennt in ihnen steil und ungeheuer die Flamme des Hasses.

Wie Peitschenschläge in ein feistes Gesicht sind die schonungslosen Anklagen dieses Mannes.

Sie treffen ein korruptes System vernichtend.

Die jungen Kameraden der SA. sind aufgerührt bis ins Innerste. Noch nie hatte ein Mann vor ihnen dem brutalen Haß, den sie jetzt würgend in sich aufsteigen fühlen, mit solch erbarmungsloser Kühnheit Ausdruck gegeben.

Liebe und Haß fühlen sie ungeheuer in sich.

Und an diesem Abend bricht zum ersten Male aus ihnen der Kampfschrei: „Deutschland erwache!"

Er ist Schwur und Gelöbnis zugleich.

Stumm und schweigend schreiten in dieser Nacht die Freunde nach Hause. Es ist ihnen, als ob jedes Wort eine innerliche Feierstunde zerreißen würde. Aber als sie sich zum Abschied die Hand geben, findet Hans Suren ein Wort, das noch lange in den anderen nachklingt: „Ich glaube, dieser Tag ist aus unserem Leben nicht mehr auszulöschen!"

Aber auch der Gegner hat an diesem Tage seinen neuen Feind erkannt.

Er beginnt zu arbeiten.

Spitzel und Saboteure schleichen sich ein und säen Zwiespalt und Hoffnungslosigkeit. Bald klafft ein Riß in der jungen Organisation der Stadt, die eine straffe und zielbewußte Führung bei der Kampfentschlossenheit ihres Wollens bitter vermißt. Er erweitert sich mehr und mehr.

Auch die Freunde müssen ihn spüren.

Hans Suren und Fritz Helbig haben denselben Arbeitsplatz. Stolz tragen sie das braune Hemd, und ihre neue Kameradschaft bindet sie noch fester zusammen. Die Idee und ihre Organisation ist das tägliche Ziel ihrer Gedanken und Gespräche, wenn die Arbeit oder die Mittagspause sie zusammenführen.

In diesen Tagen müssen sie plötzlich erkennen, daß zwischen der Gemeinsamkeit ihres Wollens etwas Fremdes, Trennendes steht.

Es ist, als in die Zufälligkeit eines Gespräches der Name eines Mannes fällt, der die Berliner Parteiorganisation in zwei Teile zu reißen scheint, die sich erbittert gegenüberstehen.

„Er ist ein Spitzel", erklärt Fritz Helbig dem Freund mit Bestimmtheit.

„Wie kannst du über den Mann urteilen, den du nicht kennst?" entgegnet ihm Hans Suren erregt.

„Es ist eine Gemeinheit, einen Mann zu verleumden, weil er anderen im Wege ist; aber von dir ist es unerhört, ein solches Gerede weiterzutragen!"

„Du brauchst dich nicht aufzuregen, denn ich sage nur, was der Führer der Ortsgruppe Berlin selbst festgestellt hat."

„Und was hat dieser Ortsgruppenführer bisher in Berlin geschafft? Nichts!

Aber ein Mann, der in diese Organisation Schwung bringen könnte, ist ihm natürlich verhaßt!

Und du wirst sehen, wir halten zu ihm."

Erregt stehen sich die beiden gegenüber, als die Mittagsglocke sie zur Arbeit ruft.

„Wenn ihr die Partei zerschlagen wollt, dann haltet nur zu einem Spitzel, ihr Meuterer!"

Das ruft Fritz Helbig dem Freund nach.

Und seit dieser Stunde steht das Wort „Meuterer" zwischen ihnen.

Wenn sie sich begegnen, sprechen sie nur noch das Notwendigste miteinander. Aber bitter vermissen sie von nun an das „Heil Hitler!", mit dem sie sich an jedem Morgen an ihrem Arbeitsplatz begrüßten.

In den letzten Tagen des Jahres fällt die Entscheidung über die Berliner Organisation.

Hitler kann seinen Feinden nicht im politischen Zentrum des Reiches das Schauspiel einer ohnmächtigen, sich selbst bekämpfenden Ortsgruppe bieten. Die Berliner Partei muß aufgelöst werden, wenn sie nicht binnen kurzem zu einer einheitlichen Organisation zusammengeschmiedet werden kann, mit der der Kampf um die Stadt aufzunehmen ist.

Die Aufgabe erscheint übermenschlich und unmöglich.

Ein Mann übernimmt sie.

Der neue Berliner Gauleiter, der durch den Führer mit außerordentlichen Vollmachten ausgestattet ist, heißt Dr. Goebbels.

Er ist der Berliner SA. durch den Tag von Potsdam bekannt.

Ein leiser Hoffnungsschimmer läuft durch ihre verzweifelnden Reihen.

Der neue Gauführer verhandelt nicht erst, er handelt sofort. Er ruft alle Berliner Parteigenossen — es mögen viel-

leicht vierhundert an der Zahl sein — zu einer außerordentlichen Generalmitgliederversammlung nach Spandau.

Dort draußen, an der Grenze des Häusermeers, in einem unbekannten, kleinen, verräucherten Saal entscheidet sich das Schicksal dieser Millionenstadt!

Eine qualvolle Spannung liegt über der Versammlung.

Aber schon die ersten Sätze des neuen Gauleiters zerreißen sie in einen befreienden Aufschrei der Männer. Die Entscheidung ist gefallen: Der Mann, der diese Organisation zu spalten droht, ist ausgeschlossen!

Nicht die Frage nach Recht und Unrecht ist hier wichtig, entscheidend ist, daß die Einheit der Partei unter allen Umständen gewahrt werden muß.

Die Lösung ist einfach und befreiend.

Der Führer hat so entschieden!

Gehorsam ist eine Sache der Treue und Disziplin.

Die eiserne Notwendigkeit spricht aus der Stimme von Dr. Goebbels, als seine Worte in eine nun atemlose Stille fallen, die auf die erste Erregung gefolgt ist:

„Ich fordere alle Parteigenossen, die sich nicht dieser Entscheidung unterordnen wollen, auf, sofort den Saal zu verlassen. Sie sind aus der Partei ausgeschlossen, weil sie sich in vollem Bewußtsein ihres Tuns dem Befehl des Führers widersetzen."

Etwa 50 bis 60 Männer schieben sich unter dem eisigen Schweigen der übrigen zur Tür hinaus.

Fritz Helbig fühlt sein Herz bis an den Hals schlagen, als er ihre Gesichter mustert:

Hans Suren ist nicht dabei!

Dann spricht Dr. Goebbels weiter.

Als kurz vor Mitternacht ein geschlossener Zug von Nationalsozialisten durch die Straßen Spandaus marschiert, trägt Hans

Suren die rote Hakenkreuzfahne voran. Gemeinsam schreiten hinter ihm die Freunde in der Kolonne der Kameraden.

Unbekannt und unbeachtet sind sie alle, die hier der Fahne folgen. Sie werden das Schicksal der Millionenstadt wenden.

Sie wissen es, daß es so sein wird, weil sie den unerschütterlichen Glauben dazu in sich tragen.

Sie fragen nicht, wie es geschehen kann, sie denken nicht, daß sie dreihundert gegen drei Millionen sind.

Sie sehen nur die leuchtende Fahne, die ihnen als heiligstes Symbol voranzieht, und die Gewißheit ist ganz fest in ihnen, daß diese Fahne über der Stadt aufsteigen muß und wird.

Das Gesicht des Kampfes

Eisern ist von nun an der auf ein Ziel, in eine Richtung geballte Wille der ersten Berliner Nationalsozialisten. Ihre Entschlossenheit, ihre Opferbereitschaft, ihr unbeugsamer Kampfgeist müssen das ersetzen, was dem Gegner an unbegrenzten Machtmitteln: Geld, Presse, Massenorganisationen und Staatsapparat zur Verfügung steht.

Dr. Goebbels ist der Mann dazu, diese einzige Kraft seiner jungen Kampfbewegung rücksichtslos einzusetzen. Er weiß, daß er sich auf sie immer und in jeder Lage verlassen kann. Sie ist seine Hoffnung und seine Macht. Mit ihr schlägt er seine Schlachten und gewinnt sie.

Unerhört und neu ist es in dieser Stadt, den Gegner in seinen festesten Stellungen anzugreifen, ihn durch eine aufreizende Herausforderung zum Kampfe zu zwingen.

Dr. Goebels stellt Berlin vor diese Tatsache, weil er weiß, daß er die Totschweigetaktik des Feindes nur durch Sensationen durchbrechen kann, durch die er diese schnellebige Stadt zum Aufhorchen zwingt.

Seine Propaganda ist aufreizend, seine Versammlungsaufforderungen sind Plakate von unerhörter Wirkung, mit dem Angriff seiner Massenversammlungen setzt er im roten Spandau ein, um ihn schon wenige Monate später in die Hochburg des Marxismus, in die Pharussäle des kommunistischen Weddings, hineinzutragen.

Das ist bisher in Berlin noch nie dagewesen. Es ist ein Wagnis, das auch niemandem gelungen wäre. Aber dieser Mann und seine junge SA., sie können das Unmögliche vollbringen.

Die Männer dieser SA. sind in kurzer Zeit ihren Feinden und sich selbst rätselhaft geworden. Das Erleben weniger Wochen hat aus ihnen einen neuen Menschentyp geschaffen, den es bisher in dieser Stadt noch nicht gab.

Sie haben alle ihre Feuertaufe hinter sich. Der Kampf um Spandau hat sie mit den Methoden des Marxismus bekanntgemacht.

Blutiges Lehrgeld haben sie zahlen müssen, als sie dachten, die Massenversammlung sei der Kampfplatz, in der man offen und ehrlich Überzeugung gegen Überzeugung stellen könne, daß die bessere Idee die Seele des Volkes erringe. Bald wissen sie, daß der Marxismus nicht daran denkt, Idee gegen Idee zu setzen. Seine Waffe ist blutigster und gemeinster Terror.

An der geschlossenen Abwehrfront der SA. waren die Sprengungsversuche in den Versammlungen zerbrochen. Zum Kampfplatz werden nun die einsamen, nächtlichen Straßen.

Dort lauert von jetzt an der organisierte Mord auf jeden einzelnen Mann der SA.

Feindlich und unbarmherzig sind diese fremden, dunklen Straßen.

Trübe brennen Lampen auf ihnen oder sind ganz verlöscht. Schatten sind überall.

Schwarz und kalt steigt der Stein der Häuser in einen feucht tropfenden, verschwimmenden Nebel.

Säulen und Ecken bergen drohende Gefahren, Keller und Hausflure sind Abgründe voller Geheimnisse. Aus ihnen krachen plötzliche Schüsse, stürzen die roten Mordstaffeln, wenn sie ihrer Sache gewiß sind. Und in Nebel und Trostlosigkeit verhallt der Schrei der zerstochenen, zerschlagenen und zertrampelten Opfer.

Es ist ein heimlicher und gemeiner Krieg geworden. Die SA.-Männer sind in ihm wie Soldaten in vorderster Linie: Täglich und stündlich kann der Tod zwischen ihre Reihen greifen.

Sie wissen darum und haben sich damit abgefunden. Sie haben es als ihr Schicksal auf sich genommen, das von nun an als dunkle Drohung über dem Leben jedes einzelnen von ihnen steht.

Aber dieses Wissen hat sie innerlich und äußerlich gewandelt.

Ernst und verschlossen sind ihre Gesichter, hart und mitleidslos ihre Herzen, und ihre Hoffnung ist der Tag der Abrechnung, an dem die Qual ihres Leidens als ein ungeheurer Haß rächend und vernichtend über dem Feind zusammenschlagen wird. Diese Pflicht der Rache wird ihnen fast zum Lebensziel, sie hält sie noch bei der Sache, wenn sie schon am Zweck des Kampfes zu verzweifeln beginnen.

Instinkte sind in ihnen wach geworden und stehen schützend vor ihrem Leben. Sie erkennen den Feind am Schritt, sie sichern auf den Straßen, wie Wild vor dem Jäger.

Sie täuschen den Gegner, daß er glaubt, seine eigenen Leute vor sich zu haben, wenn sie mit breitem Gang, die Mütze tief in die Stirn, ein Tuch um den Hals geknotet, an ihm vorbeischlendern.

Sie antworten auch auf den verlockenden Ruf: Heil Hitler! nicht mehr in blindem Vertrauen. Sie wittern die Fallen. Und

ihre Fäuste umklammern die Waffe, die keiner mehr läßt. Sie tragen sie in der Tasche, den Finger am Abzug, bereit, die Kugel dem plötzlichen Angreifer durch Stoff und Futter überraschend entgegenzujagen.

So sind sie alle geworden, weil sie es alle erfahren mußten.

Fritz Helbig entging knapp dem Schicksal, von einer auf einmal auftauchenden Meute zerschlagen und zertrampelt zu werden. Ihn rettete der gellende Schrei einer Frau, der berittene Schupo herbeirief, als er schon unter den Füßen der Mordstaffel lag.

Aber seitdem sind aus ihm und seinen Freunden, den Jünglingen, kleinen Lehrlingen und Studenten, den weichen Idealisten harte und entschlossene Männer geworden.

Gemeinsam haben sie Seite an Seite gekämpft.

Sie haben sich die Kugeln um die Ohren pfeifen lassen, als die Kommune auf einem einsamen Bahnhof den Zug überfällt, der sie von der Versammlung nach Hause bringen soll. Sie sind dabei, als sie in Lichterfelde die Mordschützen aus den Abteilen reißen, die um Gnade winseln. Sie stehen in den Pharussälen nebeneinander, als im Krachen und Zersplittern der Stühle, Tische und Bierkrüge eine kleine, entschlossene SA. den Weddinger Marxismus aus seiner Hochburg die Treppe hinabfegt.

Sie marschieren zusammen durch das rote Neukölln, das im Toben und Johlen einer verhetzten, rasenden Menge die Trommeln ihres Spielmannszuges übertönt.

Sie fahren dichtgedrängt auf holpernden Lastwagen in schneidender Winterkälte in die sternenübersäte Nacht, um im ersten Morgengrauen endlich das Ziel zu erreichen: Kleine märkische Städte, in deren engen Straßen sie dann ihre Lieder aufklingen lassen, um für die neue Idee zu werben.

Das sind ihre Sonntage.

Müde und zerschlagen tun sie am Alltag ihre Arbeit. Ihre

Gedanken sind schon bei dem Abend, an dem sie still und selbstverständlich ihre Pflicht erfüllen.

Der Frühling ist in das Land gezogen. Sie wissen es kaum, und das Leben ihrer Fahrten liegt ihnen endlos weit zurück. Eine sonnige, stille Landschaft, sorglos und ohne Haß, ist ihnen ein ferner Traum.

Die Freiwilligkeit ihres Dienens ist eine harte Pflicht geworden.

Sie heißt SA. und trägt das Gesicht der Kameradschaft. Wenn sie müde und schwach sind, wenn sie einmal schlafen möchten, nichts hören und sehen wollen von Kampf und Gefahr, dann steht dieses Gesicht der Kameradschaft vor ihnen. Und eine Stimme spricht:

„Du fehlst heute, wenn deine Kameraden auf dich rechnen! Und wenn sie heute von einer Übermacht zusammengeschlagen werden, dann ist es auf dich angekommen. Aber du hast zu Hause gesessen!"

Da streifen sie Müdigkeit und Schwäche von sich ab und sind glücklich, wenn sie in der Reihe der Kameraden stehen.

Mann neben Mann.

Sie kennen sich alle, und es fehlt keiner.

So ist das immer.

So ist es auch an jenem Tag, an dem sie stolz als Saalschutz auf ihrem Posten stehen, weil es der Berliner Organisation zum erstenmal gelungen ist, einen ihnen riesengroß erscheinenden Saal zu füllen. Das war schon lange Wunsch und Hoffnung. Er ist ihnen Maßstab ihrer Kraft und ihres Erfolges geworden.

In eisernen Reihen steht die SA.: Links und rechts an den Wänden, vor der Rednertribüne und am Ausgang.

Der zivile Saalschutz ist an den Tischen verteilt.

Diese Aufstellung ist ihnen schon zur Gewohnheit und

Selbstverständlichkeit geworden. Der Kampf hat sie ihnen zur Notwendigkeit gemacht.

Menschenmassen schieben sich in den Riesensaal.

Sie drängen und stauen sich an den Eingängen, um mit einem plötzlichen Ruck in den Raum gepreßt zu werden.

Drinnen ist jeder Stuhl besetzt. Die Menschen rücken dichter und dichter zusammen. Sie füllen die Gänge.

Das mußte so kommen.

Eine unerhörte Propaganda hat Berlin mobil gemacht.

Rotleuchtende Plakate hatten es in Riesenbuchstaben von allen Säulen geschrien:

„Volk in Not!

Wer rettet uns?

Jakob Goldschmidt."

Jakob Goldschmidt ist der Herr der Banken. Er ist ein Mann, der lieber im Dunkel und unbekannt bliebe.

Die Berliner kennen den Namen nur aus Börsenberichten und Regierungskreisen.

Jetzt wird er in das grelle Licht des politischen Tageskampfes gerissen.

Da muß der Berliner dabei sein.

Die Versammlung muß wegen Überfüllung polizeilich gesperrt werden! Jubel bricht auf.

Und dann spricht Dr. Goebbels.

In dieser Versammlung geschieht es, daß Kurt Hecker aufsteht und einen betrunkenen Provokateur, der plötzlich aus der Mitte des Saales sinnlose, aber beschimpfende Zwischenrufe macht, an dem Kragen emporreißt, mit einigen Püffen dem Ausgang zu schleift, und ihn dort zu einem eiligen Abgang entläßt. Dieser Mann ist — wie sich später herausstellt — ein gewisser ehemaliger Pfarrer.

Der Zwischenfall bleibt in der Versammlung fast unbemerkt.

Ruhig spricht Dr. Goebbels weiter, immer wieder von Beifallsstürmen unterbrochen.

Am Schluß dieses Abends wird die gesamte Versammlung von einem riesigen Polizeiaufgebot nach Waffen untersucht. Sie läßt es unter Hohn und Spott geschehen.

Als Kurt Hecker am nächsten Morgen zu seiner Arbeitsstätte geht, wirft er einen Blick auf die Überschriften der Morgenblätter, wie er es immer gewohnt ist. Einträchtig stecken die vielen verschiedenen Blätter der Stadt in dem Zeitungshalter eines kleinen Händlerstandes. Aber noch nie hat Kurt Hecker die Überschriften dieser bürgerlichen, demokratischen und marxistischen Zeitungen so einmütig berichten gesehen. Ihre dicksten Lettern verkünden es:

„Schluß mit den Gewalttätern!"

„Nationalsozialistisches Rowdytum!"

„Einschreiten des Innenministeriums?" und „Auflösung der Berliner Ortsgruppe bevorstehend?"

Da weiß Kurt Hecker, was ihnen droht. Er brauchte kaum den Leitartikel eines großen jüdischen Blattes zu lesen, der es ihm deutlich sagt:

„Die Vorgänge vor und in der gestrigen Versammlung der Nationalsozialisten fordern die schärfste Abwehr aller Bevölkerungskreise, die die bürgerliche Ordnung nicht von unverantwortlichen Elementen gestört wissen wollen.

Schon die auf ihrem Plakat in Druck hervorgehobenen Worte: ‚Männer der Faust und Frontsoldaten' sind eine kaum verhüllte Aufforderung, von den Fäusten auch Gebrauch zu machen, also die Gewalt in den politischen Kampf zu tragen, wie auch die besondere Nennung des Namens des Berliner Bankdirektors Jakob Goldschmidt, dem die Einberufer der Versammlung aus uns nicht bekannten Gründen besonders feindlich sind.

Gleichwohl können wir jetzt schon zur Beruhigung der

Berliner Bevölkerung mitteilen, daß von den zuständigen Stellen sehr energisch gegen den völkischen Terror eingeschritten wird. Man ist sich sowohl im Polizeipräsidium wie auch im preußischen Innenministerium darüber klar." —

Die Zeitungen sind ausnehmend gut informiert. Der Berliner Polizeipräsident löst einen Tag später den Gau Berlin-Brandenburg der NSDAP. auf.

Das Verbot des Gaues Brandenburg muß wieder zurückgenommen werden, weil der Berliner Polizeipräsident dafür nicht zuständig ist. Die Herren hatten das in ihrem Eifer übersehen. Doch das ist nur ein kleiner Formfehler.

Damals glaubten die Feinde des Nationalsozialismus die verhaßte Idee für immer in dieser Stadt vernichtet.

Das ist ihr Ziel.

Aber sie kennen die Kämpfer Adolf Hitlers schlecht. Die Männer der SA. bergen die geliebte Fahne an ihren Herzen.

Und dennoch!

Die Partei ist in Berlin verboten.

Nationalsozialismus ist Gesinnung und Weltanschauung. Weltanschauungen kann man nicht erlauben oder verbieten. Sie haben innerlich von den Menschen Besitz ergriffen. Daran kann ein äußerer Zustand nichts ändern.

Die vier Freunde sind wieder zu Wandergefährten geworden, seitdem sie nicht mehr Kameraden sein dürfen. Sie können wieder einmal ausschlafen und des Sonntags in der sommerlichen Mark in besonnter Heide liegen. Sie fassen es als eine Urlaubszeit auf, die nicht von langer Dauer sein kann.

An einem Tag in der Woche kommen sie zusammen. Irgendwo in einer Wohnung. Sie bringen Kameraden und Bekannte

mit und singen zusammen ihre Landsknechtslieder. Und dann sprechen sie vom Nationalsozialismus.

Sie wissen sich nicht allein in dieser Stadt. In hundert kleinen Gruppen sitzen die alten SA.-Männer zusammen.

Sie kennen sich alle und wissen voneinander.

Sie treffen sich hier und da.

An jedem Sonntag schälen sich irgendwo in der Mark aus abenteuerlicher Verkleidung braune Gestalten. Und plötzlich marschiert mit wehender Fahne ein kleiner Trupp der verbotenen Berliner SA. durch die Dörfer. So werben sie für den Kampf um die Freiheit.

Die Straßen Berlins zeigen ihr Alltagsgesicht. In gleichmäßigem Brausen lärmt der Verkehr. Gleichgültig eilen abgearbeitete Menschen nach Hause.

Da ist auf einmal das gewohnte Gesicht der Straße verändert. Kleine Gruppen sind plötzlich wie aus dem Boden gewachsen auf der Mitte des Dammes, singen, marschieren, und das verbotene Hakenkreuz leuchtet auf ihren Armbinden. Und dann hallt ein stolzer Kampfruf über die erstaunte Stadt: „Trotz Verbot nicht tot!"

Wenn die grellen Zwitschertöne der heranbrausenden Polizeiwagen zu erkennen sind, ist der Spuk längst zerstoben. Erbittert läßt der Polizeioffizier die Flitzer wenden. Es ist ihm, als ob über der ganzen Straße ein höhnisches Grinsen liege.

„Berlins SA. lebt!" Das wollen sie jetzt erst recht beweisen.

Seit Wochen sprechen Hans und Fritz nur noch von dem bevorstehenden Parteitag in Nürnberg.

Dort wird die verbotene Berliner SA. an ihrem Führer vorbeimarschieren.

Da müssen sie dabei sein!

Und dann ist es soweit. Sie haben es alle möglich gemacht. In einem Abteil des Sonderzuges, der sie im gleichmäßigen Rollen der Räder dem ersehnten Ziel durch die Nacht ent-

gegenträgt, sitzen die vier Kameraden. Glück und Vorfreude strahlen aus ihren Augen, und die hundert Schwierigkeiten, die sie zu dieser Fahrt überwinden mußten, verblassen zu einer Nichtigkeit, als sie lachend davon sprechen.

Herbert Strowig ist in Groll und Unfrieden von seinen Eltern gegangen. Sein Vater ist ein kleiner Beamter, der entsetzt erkennen muß, daß sein Sohn schon seit langem heimlich einer revolutionären Organisation angehört, die sich täglich gegen die bürgerlichen Lebensprinzipien „Ruhe und Ordnung" versündigt.

Diese Eltern haben geglaubt, ihren Sohn vor eine Wahl zu stellen, als sie ihm ein „Entweder-Oder" androhen.

Sie hatten nicht gemerkt, daß ihr Junge sich längst entschieden hat.

Hier geht ein Riß durch zwei Generationen, die einander nicht mehr verstehen können. Da werden Worte zwecklos. Aber die Kraft ist bei der Jugend.

Wenn Herbert Strowig zurückkommt, wird er bei einem Kameraden ein Unterkommen finden.

Sie alle haben es schwer gehabt, diese freien Tage für sich zu erobern. Da gibt es keinen Arbeitgeber, der hierfür Urlaub gäbe! Aber sie wissen tausend Ausreden und Entschuldigungen zu finden.

Sie haben sich das Fahrgeld zusammengespart.

Ihre Uniform haben sie in den Affen gepackt und sind heimlich und still über die Grenze Berlins geschlichen.

Aber in Teltow, jenseits der Marken der Stadt, sind sie plötzlich SA.-Männer geworden.

Es war eine lange Kolonne, die auf dem dunklen, kleinen Bahnhof in den heranbrausenden Zug stieg.

Nun ist die Stadt des Parteitages schon ganz dicht vor ihnen.

Überall grüßen die Menschen mit Blumen und winkenden Händen.

Sie sind bisher nur Haß und Hohn gewohnt.

Sie können es kaum fassen, als auf dem Bahnhofsplatz ihre einmarschierenden Kolonnen ein jubelndes Nürnberg in Fahnen, Girlanden und Blumen begrüßt.

Am Abend geht der Führer einsam durch ihre Reihen. Da sind sie um ihn mit leuchtenden Augen, und sein Händedruck ist jedem von ihnen eine Verpflichtung.

Am nächsten Tage marschieren die Sturmabteilungen durch die Stadt. Zwanzigtausend Mann sind es, aus ganz Deutschland herbeigeeilt, die stolzerhobenen Hauptes an ihrem Führer vorbeiziehen.

Über der Berliner Standarte leuchtet ein Spruch, der trotzig in den Augen jedes Mannes steht, der ihr folgt: „Trotz Verbot nicht tot!"

Hier spricht der Geist der Berliner SA. zu ihrem Führer, der in dieser Stunde erkennen kann, daß sein Wort das Gesetz dieser Männer ist und sein wird. Mit einer raschen Handbewegung schleudert Adolf Hitler in ihre Kolonne die Blumen, die um ihn gehäuft liegen.

Wie ein Rausch liegt der Tag in der bunten Stadt mit der ragenden Burg noch in den Seelen der SA.-Männer, als der Zug sie wieder den Stätten ihres täglichen Kampfes entgegenträgt. Trübe und schwer ist diese Arbeit unter Verfolgung und Verbot, aber der Trotz ist ungeheuer in ihnen.

Sie wissen nicht, daß sie in wenigen Stunden diesen Trotz erproben müssen.

Müde und abgespannt sind ihre Gesichter nach der Anstrengung des Aufmarsches. Durch ihren unruhigen Schlummer dringt das Rattern des Zuges, der in einen fröstelnden, grauen Morgen taucht.

In dieser Nacht rasseln in dem Berliner Polizeipräsidium die Telephone. Kommandos schrillen auf den roten Höfen. Mannschaften springen auf ihre Bereitschaftswagen, und Last-

wagen um Lastwagen rast durch die schlafende Stadt. Über Teltow zieht sich der Schienenstrang der Fernstrecke nach dem Süden.

Hier halten die Wagenkolonnen der Polizei. Befehle schwirren, Gruppen laufen hin und her. Maschinengewehre sind in Stellung gebracht, Karabiner im Anschlag. Im Hintergrunde stehen lauernd feiste Zivilisten mit Aktentasche und Spazierstock, ein hämisches Grinsen unter steifen, schwarzen Hüten. Das ist die Elite der I A, Achtgroschenjungs, deren großer Tag heute gekommen ist.

Über die Schienen geht ein leises Klirren, aus dem Dämmerlicht des verschwimmenden Horizonts wächst auf ihnen heranbrausend der Zug. Knirschend schreien die Bremsen.

Die Schläfer fahren auf: „Sind wir schon da?"

Sie öffnen die Türen und blicken in die schußbereiten Karabiner einer Polizeimauer.

„Aussteigen, verhaftet!"

Gierig stürzen sich die Polizisten auf die verhaßten Uniformen und Fahnen, um sie als Beweise einer staatsgefährlichen Gesinnung zu bergen.

Mit einem Ruck hat Hans Suren das rote Tuch von der Stange gerissen und versucht, es auf der Brust zu bergen.

Es ist zu spät, ein Kriminalbeamter hat es schon bemerkt. Mit Händen und Füßen wehrt sich der Junge gegen die Übermacht, die Fahne will er nicht lassen. Aber sie halten ihn fest, daß er sich nicht bewegen kann, und reißen das rote Tuch triumphierend aus seinem zerfetzten Braunhemd.

In der folgenden Nacht wurden die vierhundert verhafteten Nationalsozialisten von der Polizei entlassen.

Viele hatten durch den verlorenen Arbeitstag ihre Stellung eingebüßt.

Die Veranlassung zu dieser ganzen Aktion war — wie der Herr Polizeipräsident nachträglich amtlich mitteilte — „die

Befürchtung, daß es bei der Rückkehr zu Gewalttätigkeiten hätte kommen können".

Das war eine unerhört zwingende Begründung!

Zwei Tage später hat Hans Suren die Fahne seines Sturmes zurückerobert.

Eine Nacht hat er darüber nachgegrübelt, wie er es möglich machen kann.

Dann geht er in das Polizeipräsidium, fragt hier und dort, findet sich zurecht. Mit der Selbstverständlichkeit seines sicheren Auftretens verblüfft er die Beamten. Die Fahne wird ihm auf einen angeblichen Auftrag hin, den er von einem Kommissar X erhalten haben will, ausgehändigt, da sie Eigentum einer auswärtigen Ortsgruppe sei.

Nun flattert sie wieder über ihnen, wenn sie werbend in die herbstliche Mark maschieren.

Längst ist der Traum von Urlaub und Freizeit zu Ende geträumt.

Sie haben Mittel und Wege gefunden, trotz des Verbotes ihre Idee immer weiter in die Stadt hineinzutragen. Ihre Massenversammlungen sind zu Wahlversammlungen geworden, in denen die Abgeordneten der Partei ihre Redner sind. Ihnen kann selbst diese Demokratie das Wort nicht verbieten.

Da müssen die Männer der verbotenen SA. wieder zur Stelle sein. Und wenn nach dem Heil auf den Führer sich die Massen über die nächtlichen Straßen heimwärts wälzen, bricht aus den Menschen immer wieder der Schrei „Deutschland erwache!" und hallt empor an den Häuserschächten über die schlafende Stadt.

An einem trüben Dezemberabend haben die vier Kameraden im Saalschutz ihre Pflicht getan.

Dunkel und still ist ihr Heimweg.

Leise fallen Flocken auf den Stein und vergehen.

Hier und da nur noch schimmert Licht aus den Rechtecken

der Fenster und ist freundlicher Trost in dem schwarzen Schweigen der Wände, die erdrückend in den Winterhimmel wachsen.

Nackt und kahl sind die kümmerlichen Bäume, deren Schatten bald riesengroß auf dem Asphalt liegen, bald zu lächerlicher Kleinheit zusammenschrumpfen.

Der Lichtkreis der Straßenlaternen beleuchtet den fallenden Schnee und gleitet zitternd über einen Berg von Tannenbäumen, der an einer Straßenecke zum Verkauf aufgeschichtet ist und einen Duft von Wald und Erde in die Stadt trägt.

Bald ist Weihnachten!

Festgedanken klingen durch die Gespräche der Freunde. Sie wollen mit ihren Kameraden hinausfahren, irgendwo in der Heide wollen sie ein Sonnenwendfeuer entzünden. Das soll ihr Julfest sein, wenn die Kirchenglocken über die Stadt klingen.

Ihre Gedanken sind bei weißen, schweigenden Wäldern. Heute haben sie vergessen, daß sie durch eine mörderische Stadt schreiten, daß sie Freiwild sind, verboten, gehetzt und verhaßt.

Sorglos und leichtsinnig sind sie, denn sie denken eine Stunde nicht daran, daß für sie Krieg ist.

Sie haben nicht bemerkt, daß die endlose Straße hinab ihnen eine Meute gefolgt ist.

Sie sehen nicht die Gruppen, die sich aus den Hausfluren lösen, nicht die Radfahrer, die sie überholen.

Ahnungslos trennen sie sich mit festem Händedruck, als ihre Wege auseinanderführen.

Das ist der Augenblick, auf den der heimliche Feind wartet.

Pfiffe ertönen, Geschrei, Rufe und Johlen: „Schießt doch, schlagt sie!“ „Faschistenhunde!“ Die ganze Straße ist plötzlich lebendig geworden. Von allen Seiten tauchen Gruppen auf, jagen heran.

Waffenlos sind die Kameraden, überrascht, auseinander-

gezogen, wehrlos und hilflos vor einem heranstürmenden, mordgierigen Feind. Sie rennen um ihr Leben.

Hans Suren ist einsam in einer fremden Straße. Seine Verfolger sind dicht hinter ihm. Radfahrer schneiden ihm den Weg ab.

Nirgends ist Hilfe und Mitleid.

Da sind sie um ihn, stechen, schlagen.

Er stürzt zu Boden, fühlt einen Absatz in sein Gesicht treten, dann wird es schwarz um ihn.

Unendlich lang ist eine Zeit zwischen Kälte, Nacht und Schmerzen. Flüsternde Schwestern mit weißen Mänteln und leise klirrende, blitzende Messer auf langen Tischen sind ein wochenlanger Fiebertraum, in dem der Tod zu Häupten des Bettes steht.

Aber die Kraft des jungen Herzens verjagt die Schatten, unerfüllt ist noch der Sinn dieses Lebens.

Erschüttert stehen die Kameraden vor dem Genesenden; sie wagen den Freund in dem bleichen, zerschlagenen Gesicht kaum zu erkennen.

Sie brennen in diesem Jahr kein Julfeuer in der schneebedeckten Heide, sie tragen ein kleines Bäumchen an das Krankenlager und entzünden die Flammen der Lichter.

Ihre Lieder sind weich und sehnsüchtig in dem stillen Haus.

Aber der Kampf um diese Stadt geht weiter. Sie tragen ihn in das neue Jahr und denken ihrer Toten als Verpflichtung, ihrer Opfer als Mahnung. Und wenn die Verwundeten ihre weißen Binden herunternehmen können, marschieren sie wieder in ihren Reihen, wie vordem.

Als kalt und schneidend der Märzsturm über die verschneite Mark fegt, als die Trommeln der SA. werbend durch ein kleines Landstädtchen vor Berlin rasseln, trägt Hans seine Fahne, wie immer, und Schmerz und Not liegen zurück.

Dort geschieht es, daß auf dem Marktplatz das Deutsch-

landlied über der Kolonne der SA. und über den Bauern und Handwerkern aufklingt. Da recken sich die Arme zum Gruß, und die Hüte fliegen vom Kopf.

Nur einer steht da, breit und sichtbar auf der Treppe des Rathauses, die Hände in den Taschen, den Hut auf dem Kopf. Das ist der Bürgermeister dieser Stadt.

Als die Berliner am Abend heimwärts zogen, brannten in ihnen die Worte ihres Gauleiters, dem man in ihrer Stadt das Reden verboten hatte:

„Heute habt ihr die Macht, morgen wir. Dann rechnen wir ab. Verlaßt euch drauf."

Und sein Gesicht war hart und eisern gewesen.

Die Fahne hoch!

Einen Monat später muß das Verbot des Gaues Berlin der NSDAP. wegen der bevorstehenden Wahlen aufgehoben werden. Am 13. April 1928 findet im Kriegervereinshaus die öffentliche Gründungskundgebung des neuen Gaues statt.

In wenigen Tagen ist das Netz der Organisation über Berlin gespannt. Die Partei steht gefestigter da als vordem. Sie hat sich in der Not der Verbotszeit eine scharfe Waffe geschaffen, das Berliner Kampfblatt „Der Angriff". Mit Schwung und Kraft stürmt sie in den Wahlkampf und bucht an dem Entscheidungstag des 20. Mai die 800 000 Hitlerstimmen im Lande als Erfolg und Sieg.

Achthunderttausend Menschen in Deutschland stimmen für Hitler!

Das ist Verpflichtung und Ansporn. Und während das Land nach dem Rausch des Wahlkampfes sein Alltagsgesicht wiedergewinnt und die Parteien sich nach den Anstrengungen zur ersehnten Ruhe vorbereiten, steht vor jedem Nationalsozialisten

die Parole des Führers: „Die Schlacht ist geschlagen. Bindet den Helm fester!"

Und der Befehl Hitlers ist Selbstverständlichkeit in jedem Herzen. Keiner hat es anders erwartet. Sie schmieden die Waffen für den neuen Kampf.

Die SA. ist das Schwert der Partei.

Es ist jetzt Zeit, dieses Schwert scharf und schneidig und zu einer furchtbaren Waffe zu hämmern.

In aller Stille hat die Oberste SA.-Führung in München die Richtlinien ausgearbeitet. Längst schon sind die Sturmabteilungen neu gegliedert. Stürme und Standarten sind zu feststehenden Begriffen geworden. Ihre Männer tragen stolz die neuen Spiegel, die sie von den anderen Parteigenossen im Braunhemd unterscheiden. Rangstufen und Dienstgradabzeichen sind eingeführt. Neue Kommandos erschallen über den exerzierenden Kolonnen, die nur für die SA. geboren und verständlich sind.

Mit der Führung der Gruppe Oberost ist ein ehemaliger Polizeihauptmann betraut worden, der einmal in der Geschichte der schwarzen Reichswehr eine Rolle gespielt hat. Man erzählt von ihm, daß er nach dem mißglückten Küstriner Putsch für seine Truppe einen ehrenvollen Abzug erzwang und ahnt nicht, daß diese Aktion später einmal eine andere und entgegengesetzte Deutung finden wird, die der Wahrheit näher kommt.

Er heißt Hauptmann Stennes.

Schnell versteht er es, sich das Herz der ihm unterstellten Formationen zu gewinnen.

Langsam beginnt er, die neue SA. aus der Gesamtorganisation der Partei herauszulösen.

Bisher waren die Männer der SA. zugleich die politischen Funktionäre der Partei. Das wird jetzt anders.

Partei und SA. beginnen, nebeneinander zu marschieren.

Es könnte sein, daß ihre Wege sich einmal leise und unmerklich voneinander trennen!

Irgendwo in der Mark, an der Grenze Mecklenburgs, richtet Hauptmann Stennes die erste Führerschule ein. Dort will er sich die bitter notwendigen Unterführer heranziehen, die aus der SA. aufwachsen.

Immer mehr wird die SA. zu einer geschlossenen Einheit.

Draußen im Gelände erhält sie die notwendigen Grundlagen, die ihren Kampfwert steigern und ihre Verwendungsfähigkeit vergrößern sollen.

Sonntag für Sonntag sind die Stürme in der Mark.

Am Samstagabend rollen die Lastautos durch die Großstadt. Fanfarentöne schmettern aufreizend durch den Alltagslärm der Straßen. Die Bürger reißen die Fenster auf, an den Bordschwellen staut sich das flutende Leben des letzten Werktages. Und durch Staunen, Haß, Freude, durch Winken und Drohen brausen die Sturmabteilungen auf den ratternden Wagen.

Kopf an Kopf stehen sie, die Sturmriemen herunter. Eine Gruppe klammert sich an das schmale Verdeck und steilt die leuchtende Hakenkreuzfahne empor, die im raschen Luftzug knatternd an der Stange reißt.

Und zwischen gellenden Fanfarentönen, zwischen dem Lärmen der Räder braust der Kampfschrei: „Deutschland erwache!" über die Menschenmassen, die irgendwie ergriffen von diesem revolutionären Willen sind, schweigend und staunend stehen, wenn die Vision schon in der Ferne verklungen ist.

Endlos rütteln die Männer durch die Nacht. Dunkel und schlafend liegt das Land. Weiße Lichtkegel werfen die Scheinwerfer der Wagen auf die glatte Straße, die sich in der Nacht verliert.

Ungezählte Lieder steigen in den sternübersäten Himmel, und

die Gespräche der Kameradschaft schlingen ein festes Band um alle Männer.

Wenn sich über den Wäldern die rosenrote Dämmerung des jungen Tages erhebt, rollen die Räder noch immer.

Längst sind Lieder und Gespräche verstummt. Die jungen, übernächtigen Gesichter blicken ernst in den Morgen, und die Landschaft ist ihnen weit und unendlich.

Und aus einem von ihnen schwingt sich zaghaft und schüchtern eine Melodie, ernst und schwer fallen Stimmen ein, und in ungekannter Weichheit klingt aus den trotzigen Männern das alte Soldatenlied vom Morgenrot.

Aber die aufsteigende Sonne stellt das Land in eine helle und nüchterne Wirklichkeit, und der Traum ist verflogen, wenn die Trommeln und Pfeifen gellen.

Dann schallen Kampflieder aus den rasch formierten Kolonnen, und mit festem Schritt ziehen die Stürme in die erwachenden Dörfer und in alte märkische Städte, deren Wehrtürme und Mauern, Rathäuser und Kirchen in Backsteingotik erstaunt auf das junge Leben in ihren Gassen schauen.

Ganz Brandenburg kennt die Berliner SA.! Überall erklingen ihre Lieder, rasseln ihre Trommeln, schallt ihr Kampfruf und klappt ihr fester Schritt über das Pflaster. Bis weit hinein in die Ostmark, nach Mecklenburg und Pommern tragen sie die Kraft ihres Glaubens, und ihre Kundgebungen, ihre Märsche und Versammlungen werben für die Idee.

Aber was sind Lastautofahrten, was sind Märsche durch Dörfer und Städtchen gegen einen Marsch durch Berlin!

„Berlin", das ist für die Männer dieser SA. wie eine Fanfare, ein Kampfsignal!

Hier ist ihre Heimat, die sie gewinnen, sind ihre Gegner, die sie bekämpfen und vernichten müssen! Hier sind die Straßen, in denen ihre Kameraden zusammengeschlagen wurden, in denen

sie Not und Verfolgung erlitten und die sie erobern müssen, komme was soll!

Das ist die ganze, graue, trostlose Stadt, die sie lieben und hassen, um die sie werben und die sie zertrümmern könnten, durch die sie marschieren werden, bis sie gewonnen ist.

Und da ist einer von ihnen gewesen, der ist mit ihnen marschiert, durch den prassenden Westen, als sie von Teltow einrückten, und durch den hungernden, verbitterten Osten, wenn sie um den Friedrichshain warben. Mit ihnen, durch den tobenden grauen Wedding und das johlende Neukölln, wann sie nur immer marschiert sind. Und dann hat er dem, was sie bei diesen Märschen durch eine Hölle dunkel und unsagbar in sich fühlen, Worte und Melodie gegeben. Er schuf ihnen ein Lied, das nur hier geboren werden konnte. Und die Berliner SA. nahm dieses Lied als beglückendes Geschenk.

Sie sang es von nun an auf den Straßen in den Haß ihrer Feinde und an den offenen Gräbern ihrer Kameraden, die sie in die kühle Erde legen mußten.

Wenn die Lastwagen sie in das weite Land trugen, wenn sie in Riesensälen zu aufrüttelnden Kundgebungen zusammenstanden, wenn sie ihre Sturmabende beschlossen, war dieses Lied mit ihnen.

Sie sangen es vor ihrem Führer, als sie wieder durch Nürnbergs Straßen zogen, und der es gedichtet hatte, marschierte mitten unter ihnen.

Damals war Sonne über ihnen, aber dann kommt ein Tag, der ist trübe und dunkel. Und trübe und dunkel vor Haß und Wut sind ihre Seelen.

Es geht über ihre Kraft, ohnmächtig und schweigend zu ertragen.

Sie stehen vor einem offenen Grabe.

Aber draußen tobt der Mob und zerrt die Kränze aus dem Leichenzuge, während eine wahnsinnig gewordene Polizei-

truppe über der SA. den Gummiknüppel schwingt und die Hakenkreuzfahne von dem Sarge ihres Toten reißt.

Und sie schwören sich, Mann für Mann, es nie zu vergessen.

Durch den tobenden Pöbel, durch die starren Ketten der Polizei schwankt ein Sarg heran.

Dann ist er unter ihnen, ein toter Kamerad unter den Lebenden, und es ist ihnen seltsam, daß sie noch da sind. Sie heben die Hände zum Gruß, sie starren in die offene Grube, und der Tote versinkt in der mütterlichen Erde.

Und da ist in dem Schluchzen, in der Wut und der Trostlosigkeit plötzlich das Lied in ihnen, und es steigt auf und ist lebendig über dem Toten, der es gedichtet und erfüllt hat.

Und von diesem Tage wird der Name dieses unbekannten SA.-Mannes Symbol des erwachenden Deutschlands.

Sein Lied aber schwingt sich über die Stadt, in der es unter Not und Glauben geboren wurde, über das ganze Land und über die Grenzen, soweit deutsche Worte erklingen: „Die Fahne hoch!"

Opfergang

Die neue Macht

Die SA. ist eine Macht geworden.

Kampfbereit steht sie als eine Drohung am politischen Horizont.

Ihre Feinde müssen mit ihr rechnen.

Diese SA. hat ihre Schlagkraft bewiesen, als sie gegen Young und Dawes anstürmte. Die Männer der Regierung erkennen mit Entsetzen, daß ein willenloses und schlafendes Volk durch diesen Ansturm aus seiner Lethargie zu erwachen beginnt.

Bevorstehende Wahlen sind eine unwillkommene Mahnung. In dem vorausgehenden Kampf wird der SA. nichts Gleichwertiges entgegengestellt werden können!

So geschieht es.

Eine ungeheure Versammlungsflut ergießt sich über das Land. Sie steigert sich von Tag zu Tag.

Die Nationalsozialisten schleudern ihre mitreißenden Parolen in das aufhorchende Volk, dem die Sklavenfesseln der von den alten Parteien gepriesenen Verträge fühlbar werden. Und dumpf und zögernd nehmen die Massen den Ruf auf: „Hinweg mit den Nutznießern des Young-Kapitalismus!"

Zum erstenmal geht da eine bange Ahnung durch die Staatsmänner der Demokratie, daß es einmal mit ihrem wechselnden Spiel zu Ende sein könnte, daß das Volk einmal Rechenschaft

von ihnen verlangen könne, daß es einmal bitterer Ernst für sie würde!

Angstvoll sehen sie den Nationalsozialismus zu einer gewaltigen Lawine anwachsen. Die Parteien von links bis rechts, von den Kommunisten bis zu den Deutschnationalen beginnen zu ahnen, daß diese Bewegung keine von ihnen tolerieren wird, daß sie niemals von ihr Kompromisse erhoffen können. Und die Not dieser gemeinsamen Gefahr schließt sie zu einer ungeheuren Abwehrfront gegen den Ansturm der jungen Idee zusammen.

Hart und erbittert wird der Wahlkampf. Er findet seinen schärfsten Ausdruck in der Hauptstadt des Reiches, in Berlin.

Hier prallen die Meinungen am härtesten aufeinander, hier wird am schwersten um die Entscheidung gerungen.

In dieser Stadt kann die Regierung alle Machtmittel gegen die junge Freiheitsbewegung einsetzen. Und sie besinnt sich nicht einen Augenblick, es zu tun.

Uniformverbote, Demonstrationsverbote, Versammlungsverbote werden verhängt, Wahlaufrufe und Flugblätter beschlagnahmt. In einer Hochflut von Prozessen werden die Staatsanwälte auf die Redner der Partei gehetzt, um sie an der Wahlarbeit zu verhindern. Systematisch setzt eine amtliche Wahlsabotage ein, die bisher in der Geschichte der Demokratie noch nicht erreicht war.

In Berlin steht der Regierung und ihren Parteien eine riesige Pressemacht zur Verfügung. Sie wird einen phantastischen Lügenfeldzug gegen die eine verhaßte Bewegung entfesseln.

Ihr ist keine Behauptung zu grotesk oder zu unglaubwürdig, als daß sie nicht in fetten Schlagzeilen als Argument gegen den Nationalsozialismus angeführt werden könnte.

Es müßte diesem vereinten Angriff von Regierung, Parteien, Macht und Presse gelingen, die Bewegung zu ersticken, wenn die SA. nicht wäre.

Aber diese SA. ist unermüdlich und allgegenwärtig. Sie schlägt die Breschen und zerbricht den Lügenring. Sie trägt die Flugblätter von Haus zu Haus, sie klebt die Plakate und schreibt die Wahlparolen in gefahrvollen Nächten in riesengroßen Lettern. Ihre Sprechchöre schallen über die Höfe, ihre Lastwagen rattern durch die Straßen. Sie ist Schutz in den großen Massenversammlungen, und der Terror zerbricht an ihrer Kraft.

Auf sie richtet sich der vereinte Haß aller Feinde. Es vergeht keine Nacht, in der nicht SA.-Männer als Opfer des kommunistischen Terrors auf der Straße liegen bleiben. Sie werden einzeln auf dem Heimweg niedergeschlagen, ihre Klebekolonnen werden aus dem Hinterhalt beschossen, ihre Zettelverteiler von einer Übermacht überfallen.

Täglich werden sie von der Polizei nach Waffen untersucht, auf die Wachen geschleppt und zu Hunderten verhaftet.

Die Männer der SA. lassen sich nicht einschüchtern. Sie beißen die Zähne knirschend zusammen. Sie kämpfen weiter.

Sie geben nicht nach und antworten dem Feind mit gleicher Waffe.

Sie setzen Terror gegen Terror.

Wenn die Kommune einen Kameraden von ihnen überfallen hat, schlagen sie ihr die Kneipe zusammen, in der sie das Mordgesindel wissen.

Und wenn die Polizei sie zu Hunderten bei einer Propagandafahrt verhaftet und nach dem Alexanderplatz schleppt, dann zertrümmern sie ihr den Saal, in den man sie eingesperrt hat. Sie zerhacken die Bänke, sie werfen die Telephonapparate durch die zerbrochenen Fenster, und sie reißen die Wasserleitung heraus, daß die entsetzten Beamten die Feuerwehr zu Hilfe holen müssen.

Da sind die vier Freunde. Sie sind bei allem dabei und zu

allem bereit. Sie kennen keine Achtung vor Gesetz oder Staatsautorität mehr.

Dieser Staat hat sie ihnen und ihren Kameraden gründlichst ausgetrieben.

Er hat sie schikaniert und rechtlos gemacht. Seine Diener haben sich nur als gefällige Werkzeuge reiner Parteiinteressen erwiesen. Sie haben jede Gelegenheit benutzt, sich nicht nur äußerlich, sondern auch innerlich als Feinde der Bewegung und ihrer Kämpfer zu zeigen.

Wundern sie sich, daß die Männer der SA. in ihnen nur noch Feinde sehen?

Zu oft hat der Polizist grundlos seinen Gummiknüppel auf sie niedersausen lassen, als daß sie in ihm nicht denselben Feind erkennen müßten, wie in dem Kommunisten oder Reichsbannermann.

Sie wissen nur, daß er bessere Waffen hat und daß das Recht dieses Staates stets auf seiner Seite ist.

Darum werden sie versuchen, dem Polizeiknüppel zu entkommen, wenn es möglich ist.

Wenn es aber nicht anders geht, dann werden sie sich auch gegen den Polizisten wehren.

Sie haben längst gelernt, daß auch der Polizeimann nur ein schwacher und hilfloser Mensch ist, wenn ihm die Waffe entrissen ist!

Unter ihren krachenden Fahnenstangen sind mehr als einmal Gummiknüppelattacken zusammengebrochen und eingeschlagene Tschakos über das Pflaster gerollt, deren Träger blutend auf der Straße lagen.

Die Männer der SA. haben das Mitleid verlernt, wie sie die Furcht verlernen mußten.

Der Einwand: „Die Beamten müssen ihre Pflicht tun!" ist ihnen eine lächerliche Phrase, aber keine Entschuldigung.

Denn sie glauben nicht, daß es eine Pflicht sein kann, die Freiheitsbewegung des eigenen Volkes niederzuknüppeln.

Und sie sagen sich, daß es einem anständigen Kerl immer freisteht, stempeln zu gehen, wie Millionen bessere Deutsche!

So sind die Freunde, so sind ihre Kameraden.

So ist die ganze SA.

Hart und entschlossen, die Augen fanatisch auf die große Idee gerichtet.

Sie kennt keine Rücksicht und keine Schonung.

Kein Terror und kein Verbot kann ihren Angriff hemmen. Unaufhaltsam tragen sie ihn immer weiter.

Wochen nur sind es noch bis zur entscheidenden Wahl. Näher und näher rückt der Tag, immer angstvoller suchen die vereinigten Feinde nach einem Mittel, den unaufhaltsam scheinenden Ansturm dieser SA. noch im letzten Augenblick zu hemmen.

Ist es möglich, diesen gefährlichsten Gegner zu vernichten?

„Die SA. ist der Arm der Partei!"

Könnte man nicht diesen Arm von seinem Rumpfe trennen? Würde es gelingen, einen Keil zwischen Partei und SA. zu treiben?

Das wäre eine Möglichkeit, die Arm und Rumpf in gleicher Weise vernichtend treffen müßte!

Es wird versucht.

Hundert dunkle Pläne sind plötzlich da, die mit Gold aufgewogen werden, und hundert dunkle Existenzen — Spitzel und Achtgroschenjungs —, die diese Pläne ins Werk setzen.

Die Situation ist für sie nicht ungünstig.

Eine organisatorische Neuordnung innerhalb der SA.-Gliederungen ist in der Entwicklung. Mißstände, die zu kleinen Streitigkeiten zwischen untergeordneten Partei- und SA.-Dienststellen Anlaß gegeben haben, sollen durch diese Umorganisation beseitigt werden.

Doch die SA. ist von revolutionärer Gesinnung.

Man kann sie durch geschickt veranlaßte Zwischenfälle dazu bringen, die Beseitigung dieser Mißstände gerade jetzt zu verlangen!

Der Führer der Gruppe Oberost, Hauptmann Stennes, tut nichts dazu, den aufreißenden Zwiespalt zu überbrücken. Er hat in diesen verhängnisvollen Tagen eine dunkle und zweideutige Rolle übernommen, die erst viel später eine erschreckende Deutung finden lassen wird. Damals ahnt man noch nicht, daß diese Pläne seinen eigenen heimlichen Gedanken entgegenkommen, die damit spielen, einmal die SA. ganz von der Partei zu lösen.

Dazu ist freilich jetzt nicht der Zeitpunkt.

Hauptmann Stennes weiß, daß jeder SA.-Mann in diesem Moment darin einen erbärmlichen Verrat sehen würde.

Aber er kann die unklaren Wünsche der SA. formulieren, die Entwicklung der Neuorganisation beschleunigen und damit den Anschein erwecken, als hätte er die Forderung seiner Formation München gegenüber durchgesetzt.

Hofft er, daß die SA. es ihm dann danken wird, wenn er einmal seine verborgenen Gedanken Tat werden lassen will?

Tatsache ist, daß er als Führer Oberost den Gausturm Berlin in einem großen Saal des Südostens zusammenruft und in aller Öffentlichkeit erklärt, daß er das Recht der SA. gegenüber den Parteiinteressen vertreten werde.

Gleichzeitig gibt er den verhängnisvollen Befehl, die Wahlarbeit bis zur Entscheidung über die Forderungen der SA. zu unterbrechen. Diese Entscheidung soll in wenigen Stunden fallen.

Was bedeutet dieser Befehl?

Er bedeutet hundert ungeschützte Versammlungen, tausend Plakate, die nicht geklebt werden, zehntausend Flugblätter, die nicht ausgetragen werden.

Er ist in diesem Augenblick höchster Spannung eine Ungeheuerlichkeit.

Auf ihn hat der Gegner gewartet.

Jetzt glaubt er den Moment gekommen, der seine sorgsam vorbereitete Arbeit belohnen soll.

In der künstlich von ihm gespannten Atmosphäre will er eine Mine zur Entzündung bringen, die vernichtend wirken soll. Zumindest wird sie die Partei für die Dauer des Wahlkampfes bewegungsunfähig machen.

Die schlagartig einsetzenden Alarmmeldungen sollen der zündende Funke sein.

Die Arbeit ist gut vorbereitet und organisiert.

Keiner schlägt zu früh los.

Die Überschriften sind verteilt.

An einem Tage, in einer Stunde, schreien es hunderttausend Blätter der jüdischen und bürgerlichen Pressemacht in Riesenbuchstaben in die aufgeregte Stadt:

„Meuterei im Berliner Hitlerlager!"

„Nazirevolte in ganz Deutschland!"

„Gesamter Gausturm ausgetreten!"

Und sie triumphieren:

„Der Anfang vom Ende der Nationalsozialisten ist gekommen!"

Und doch haben sie sich in der Wirkung verrechnet.

„Meuterei?" Das ist eine Sache, die der SA.-Mann nicht kennt, an die er nicht denkt. Das ist keine deutsche und keine soldatische Angelegenheit, das ist etwas Fremdes, das man von Armeen und Heeren ferner Völker hört, für die man kein Verständnis hat.

„Meuterei?" Kurt Hecker und seine Kameraden schütteln den Kopf. Treue ist ihnen eine deutsche Selbstverständlichkeit, von der man nicht spricht.

Die Sturmabteilungen sind fest in der Hand der Führer, die Adolf Hitler selber eingesetzt hat.

Wie können sie da gegen Hitler sein?

Sie haben im Einverständnis mit ihren Führern einige rein organisatorische Neuordnungen gefordert, um dadurch Reibungsflächen mit Parteidienststellen zu vermeiden.

Ist das Meuterei?

Sie wollen es der Journaille beweisen, daß es nicht so ist. Hitler ist der Führer, er ist der Mann, dem sie alles glauben, dem sie vertrauen.

Er soll entscheiden.

Berlin fiebert in unerträglicher Spannung.

Die ganze Stadt sieht auf die Sturmabteilungen, die am späten Abend schweigend, in Standarten geordnet, zum Appell rücken. Kopf an Kopf stehen sie, dreitausend Mann, dichtgedrängt in dem großen Saal.

Sie tragen ihre Arbeitskleidung, wie sie von ihrem Tagewerk gekommen sind. Aber über ihnen sind ihre Fahnen.

So stehen sie und warten.

Und auf einmal ist A d o l f H i t l e r m i t t e n u n t e r i h n e n.

Da haben sie vergessen, daß man sie Meuterer genannt hat. Sie sehen nur den geliebten Führer, und ihr Jubel steigt wie ein Orkan auf. Und in ihre Begeisterung klingt seine klare Stimme, und als er geendet hat, schlägt wieder der Jubel über ihm zusammen:

„Mit diesem Tage habe ich persönlich die Oberste Leitung der einst von mir gegründeten gesamten SA. und SS. übernommen."

Das sind seine Worte.

Schweigend marschieren die Männer der SA. in dieser Nacht nach Hause. Sie tragen ein großes Erlebnis in sich.

Als am nächsten Tage die SA. in ungeheuren Propaganda-

märschen und in donnernden Lastautofahrten die Welle ihrer Angriffe unter ihren leuchtenden Fahnen mit neuem Schwung gegen die Stadt trägt, ist der mit so großen Hoffnungen und einem riesigen Aufwand inszenierte Lügenfeldzug ihrer Gegner zusammengebrochen.

Sie hatten sich zu früh und umsonst gefreut, und sie haben sich in der erhofften Wirkung bitter getäuscht.

Ihre Lügengebäude sind zusammengestürzt, das Volk glaubt ihnen nicht mehr.

Sie haben all ihre Kräfte eingesetzt, Geld, Presse und Macht, sie haben den Terror organisiert, haben die Gerichte mobil gemacht, haben ihre Polizeisoldaten losgelassen und Spitzel und Provokateure engagiert.

Es ist alles vergebens.

Sie müssen es am 14. September 1930 erkennen:

Sechs und eine halbe Million Männer und Frauen setzen in Deutschland ihre Hoffnung auf das Hakenkreuz.

Eine Bresche ist zum ersten Male in die Sozialdemokratie geschlagen, die Mitte ist zertrümmert.

Die Zukunft ist bei Hitler!

Es ist ein Sieg, der in diesem Ausmaße von niemandem erwartet wurde.

Am Abend dieses 14. September sitzen die Freunde zum ersten Male seit Monaten wieder zusammen.

Sie haben sich in dieser Kampfzeit wenig gesehen, da jeder an seinem Platz stand und in seinem Sturm mit aller Kraft um die Entscheidung gekämpft hat.

Sie sind alle etwas blaß und schmal geworden von durchwachten Nächten und den ungeheuren Anstrengungen dieses Wahlkampfes, der das letzte aus ihnen herausgeholt hat.

Aber das liegt jetzt hinter ihnen.

Sie sind glücklich, ihre Augen leuchten in dem Jubel der

Kameraden ringsum, der aufbrandet, wenn der Lautsprecher die Zahlen des Sieges verkündet.

Fritz Helbig hat den Sinn dieses Tages erfaßt und deutet ihn den Freunden:

„Ich weiß nicht, was nun kommen wird, denn alle Zukunft ist dunkel, und der Kampf um die Macht wird hart und bitter sein.

Eins aber ist sicher, wir haben heute die Durchbruchsschlacht geschlagen!"

Sie sitzen an diesem Abend bis spät in die Nacht zusammen, und die Gewißheit des Sieges ist ganz fest in ihnen allen.

Das Erbe der Front

In diesem selben Monat steht Adolf Hitler als Zeuge in dem großen Reichswehrprozeß vor dem Reichsgericht in Leipzig.

Der Vorsitzende fragt ihn in diesem Prozeß, ob er mit seiner Bewegung eine gewaltsame Erhebung vorbereite.

Er antwortet mit einem klaren „Nein!"

An diesem 25. September 1930 kündet Adolf Hitler in einem kurzen Satz visionär den Zukunftsweg des Nationalsozialismus:

„Unsere Bewegung hat sich in zehn Jahren zur zweitstärksten politischen Partei emporgearbeitet. In drei Jahren wird sie die stärkste Partei sein, und in Zukunft werden von 40 Millionen Wählern vielleicht 35 Millionen hinter uns stehen."

Dieser Satz steht damals klein und unbeachtet in den Prozeßberichten der Presse, die der Frage, ob Köpfe rollen werden, eine größere und gespanntere Aufmerksamkeit entgegenbringt.

In drei Jahren wird sich die Zukunft genau so erfüllt haben, wie es der Führer in einem kurzen und schlichten Satz ohne Pathos und Überhebung vorausgesagt hat.

Hauptmann Stennes weiß, daß seine SA. eine revolutionäre

Organisation ist. Er weiß auch, daß jeder Mann davon träumt, einmal die Macht im Staate mit Gewalt zu erobern, einmal triumphierend in eine erstürmte, zerbrechende Reichshauptstadt einzuziehen.

Sie alle denken nicht, daß es Adolf Hitler mit diesem „legalen Weg" ernst sein kann.

Sie sagen sich, daß ein Parteiführer vor dem Reichsgericht freilich nicht von Umsturz und Gewalt sprechen kann.

Aber sie haben ein Großes an diesem Führer noch nicht begriffen: Daß er es stets so meint, wie er es sagt.

Es ist oft schwer, eine einfache Wahrheit zu glauben, wenn man ringsum nur Schliche und Ausflüchte zu hören gewohnt ist.

Immerhin, das Wort vom legalen Weg ist einmal gesprochen. Und es gibt viele dunkle Kräfte im Lande, die glauben, daß dieses Wort mit der revolutionären Kraft der SA. nicht zu vereinbaren sein wird. Ihre Hoffnung ist Hauptmann Stennes.

Kurt Hecker hat sein Studium an den Nagel gehängt. Er verdient sich sein Brot mit seiner Hände Arbeit. Seine Kollegen wissen von ihm, daß er Truppführer in der SA. ist. Aber die alten verknöcherten Sozialdemokraten unter ihnen, die noch nicht zum Nationalsozialismus finden können, wie so viele andere, weil sie zu tief in der Gewohnheit des Marxismus gefangen sind, sie hetzen nicht mehr gegen die Jungen von der SA. Sie sind seit den Septemberwahlen stiller geworden. Sie wissen nicht, was sie in der Diskussion vorbringen sollen, weil ihre Männer im Reichstag eine Hungerregierung unterstützen, die ihnen selbst verhaßt ist. Sie hören schweigend zu, wenn in den Mittagspausen vom Kampf der SA. gesprochen wird.

In diesen Tagen langt einer von ihnen in seine Tasche und reicht Kurt Hecker eine Zeitung.

„Da lies mal! Wir wissen besser, was mit euch los ist, als ihr selber!"

„Es wird schon Schwindel sein", entgegnet Kurt Hecker ruhig. Seine Augen fliegen über die Schlagzeilen:

„Hitler trennt sich von der SA.!"

„Entscheidende Naziführertagung in München!"

Und während er lächelnd erwidert: „Hitler und die SA. gehören für immer zusammen", sind seine Gedanken bei einem Satz seines Standartenführers, dessen Sinn ihm gestern nicht klar wurde, und der jetzt eine bange Deutung offenläßt. Er nimmt sich vor, darüber mit den Freunden zu sprechen.

Als er am nächsten Abend mit Hans Suren zusammentrifft, denkt er nicht mehr daran. Andere Ereignisse sind in den Vordergrund getreten.

Die SA. ist über Nacht in einen erbitterten, harten Kampf gestellt, der zum erstenmal ausschließlich gegen die Polizeimacht geführt wird.

Ein Jude hat in Amerika einen Film vom deutschen Soldaten gedreht. Wie ein Jude über den Krieg und über den deutschen Soldaten denkt, ist bekannt. Genau so ist der Film.

Man hat in Amerika mit denselben Männern schon Hetzfilme gedreht, in denen deutsche Soldaten kleinen Kindern die Hände abhacken. Man hat diese Hetzfilme dort mit großem Erfolg aufgeführt, weil es gewissen Industrien geschäftlich gerade von Nutzen und eine gut bezahlte Presse ihnen gern zu Willen war. Es ist Sache des amerikanischen Volkes, dieser Dinge überdrüssig zu werden, wenn die deutsche Regierung es nicht für nötig hält, dagegen zu protestieren.

Wenn man aber einen solchen Film hier in Deutschland, in der Reichshauptstadt selbst aufzuführen wagt, dann ist das eine Sache, die die ganze Nation angeht.

Die Landesverräter, die Juden und Pazifisten, sind in Deutschland ihrer Sache allzu sicher. Sie wissen nicht, daß sie ein gefährliches Experiment vorhaben. Es ist eine beschlossene

Sache, diesen Film in einem großen Lichtspieltheater Berlins abrollen zu lassen.

Ein Jude, der im Weltkrieg dick und fett gepolstert in seinem Sessel seine Geschäfte getätigt hat, will den Männern, die im Schützengraben gestanden haben, die durch die Hölle des Sperrfeuers gestürmt sind, die aus den Trichtern einzeln und verloren die Angriffswellen der Gegner noch hinwegmähten, wenn ihre Sache schon aussichtslos war — diesen Männern will er ihr Ausharren, ihren Kampf, ihr Opfer verfälschen und zu einer Sinnlosigkeit herabwürdigen! Der Sinn dieser Jahre in Feuer, Eisen und Blut lag ja nicht in den Eroberungen, die sie nie behalten wollten, auch nicht in dem Besitz dieses Handbreit Bodens, um den sie gekämpft haben. Diesen Sinn haben jene jungen Regimenter all ihren Kameraden gegeben, die in den Minuten zwischen Leben und Sterben — unerhört und unwirklich in der Geschichte des Krieges — mit dem Deutschlandlied in den Tod stürmten.

Das Sinnvolle des Opfers der Toten und der Lebenden des großen Krieges kann sich nur an den zukünftigen Geschlechtern erweisen.

Wenn dieser Film ungehindert durch Deutschland laufen kann, dann ist das Opfer wahrhaftig sinnlos geworden.

In der SA. stehen Frontsoldaten und eine Jugend, die nicht den Krieg, wohl aber die Schmach des Nachkriegsdeutschlands erlebt und empfunden hat.

Sie ist bereit, das unvollendete Erbe der Soldaten des großen Krieges anzutreten und zu erfüllen. Sie duldet nicht, daß dieses heilige Erbe verhöhnt und verfälscht wird. — Es wird eine Machtprobe.

Der Film ist auf den Spielplan gesetzt.

Die erste Vorstellung erfolgt. Jeder Platz ist in dem Theater besetzt. Die Bilder flimmern über die Leinwand. Hohn über den deutschen Soldaten!

„Hinweg mit dem Schandfilm!" steht ein peitschender Ruf in der Stille. Und plötzlich und impulsiv setzt auf einen Schlag ein ohrenbetäubender Lärm ein. Gellende Pfiffe, Schreie, Tumult, Schläge im Dunkel, und dann dringt durch das Toben eine bekannte Stimme:

„Wir fordern die Absetzung dieses Schmachfilmes, weil er dazu geschaffen ist, jedes deutsche Ansehen zu vernichten."

Die Vorstellung muß abgebrochen werden.

Als die Besucher das Kino verlassen, ist der Platz vor dem Theater von einer ungeheuren Menschenmasse umlagert. Immer wieder klingt das „Deutschland erwache" auf, immer wieder wird die Absetzung des Filmes verlangt.

Die Polizei ist dieser Menschenmauer, die nicht wankt und nicht weicht, gegenüber machtlos.

Im Gebäude des Theaters findet eine eilige Konferenz zwischen dem zitternden Theaterdirektor, dem Filmreferenten des preußischen Innenministeriums und einigen höheren Polizeioffizieren statt. Die Herren sind alle etwas blaß und verstört, und während sie durch das verwüstete Parkett gehen, springen ihnen weiße Mäuse um die Füße, und von draußen hören sie das Brausen einer gewaltigen Menschenmenge. Es wird beschlossen, die Neun-Uhr-Vorstellung angesichts der Vorgänge bei der ersten Aufführung nicht stattfinden zu lassen.

An diesem Abend berichtet eine Berliner Zeitung unter der Überschrift: „Nationalsozialistische Tumulte!":

„Wie wir aus dem Polizeipräsidium erfahren, denkt man dort nicht daran, etwa vor dem Terror der Nationalsozialisten zurückzuweichen und den Film zu verbieten. Man will vielmehr für alle Vorstellungen einen starken polizeilichen Schutz stellen."

Der Kampf um die Absetzung des Films geht weiter.

Der Platz vor dem Theater hat ein kriegsmäßiges Gesicht bekommen. Panzerwagen stehen drohend auf dem Damm, weithin sind die Straßen von unzähligen Polizeiketten abge-

riegelt. Die Straßenbahnen überfahren die Haltestelle ohne Aufenthalt. Niemand kann den Platz betreten, ohne sich nicht an zehn verschiedenen Sperren gründlichst ausgewiesen zu haben.

Soll das so bleiben?

Dieser Platz ist ein wichtiger Verkehrsknotenpunkt der Stadt. Seine Vergnügungsstätten müssen schließen, weil sie nicht besucht werden können.

Der Kommandeur der Berliner Schutzpolizei hat die Sicherung des Filmes selbst übernommen.

Abend für Abend demonstrieren die Männer der SA. in den Straßen. Sie sind nicht mehr allein.

Das ganze nationale Berlin ist an ihre Seite getreten. Frontsoldaten, Arbeiter und Bürger, die abseits standen und sich um Politik nicht gekümmert haben, sie besinnen sich jetzt und demonstrieren gegen den Film.

Und dann ist ein Tag, da sind sie eine ungeheure, gewaltige Menge.

Da marschieren sie alle, die Männer der SA., Kurt Hecker und Hans und Fritz und Herbert und all ihre Kameraden, und neben ihnen sind wildfremde Männer, alte und junge, die noch nie mit ihnen marschiert sind. Und sie alle haben einen Gedanken und einen Willen: Dieser Film muß hinweg.

Die Menschen sind um den Platz, sie wälzen sich in den lichtüberfluteten Westen, über den zitternden Kurfürstendamm. Und sie nehmen kein Ende und gehen doch zu fünfen und sechsen nebeneinander.

An diesem Abend schlägt die Polizei plötzlich in einer Straße unbeherrscht und grundlos in die marschierenden Massen. Sie reißt die Pistolen heraus und läßt die Gummiknüppel herniedersausen. Sie jagt stürzende und blutende Menschen vor sich her und weiß selbst nicht wohin und warum.

In dieser Straße zerren sie Kurt Hecker auf ihren Überfallwagen, weil er vor ihnen nicht gerannt ist, wie sie es wünschten.

Und sie schlagen dem Wehrlosen auf dem Wagen den Gummiknüppel über die Schultern und über den Kopf.

Kurt Hecker hat ein seltsam bleiches Gesicht bekommen, und seine blauen Augen darin sind ganz dunkel vor schweigendem Haß und Verachtung.

Am nächsten Tage wird die weitere Aufführung des Filmes von der Filmoberprüfstelle für Deutschland verboten. Zur Begründung wird ausgeführt, daß die im Film dargestellten Typen das Ansehen der deutschen Kriegsteilnehmer empfindlich verletzen. Das Verbot erfolge wegen Gefährdung des deutschen Ansehens im Auslande und keineswegs unter dem Druck der Straße.

Die Schlagzeilen der jüdischen Presse aber verkünden:

„Vollkommene Kapitulation vor Hitler!"

Die Berliner SA. hat den Sieg errungen.

„Kurt Hecker sitzt dafür im Gefängnis", sagt Herbert zu dem Freund, der es nicht glauben will.

„Sie haben ihn am Kurfürstendamm auf den Flitzer geladen!"

„Und warum?"

Fritz Helbig erhält keine Antwort, die Kameraden wissen es nicht. Es weiß eigentlich niemand recht, warum, denn die Polizeibeamten können es auch nicht genau sagen. Aber sie haben es sich schnell überlegt. Als Kurt Hecker verlangt, vor den Untersuchungsrichter geführt zu werden, wie es nach 24 Stunden Haft im Polizeipräsidium sein Recht sei, erfährt er, daß er wegen Widerstandes gegen die Staatsgewalt angeklagt sei.

Da gegen ihn Fluchtverdacht besteht, wird er aus der Polizeihaft nicht mehr entlassen, sondern sofort in das Untersuchungsgefängnis Moabit eingeliefert.

Nun sitzt er in einer engen, vergitterten Zelle, und ein kleines Stückchen Himmel ist seine ganze Freiheit. In diesen Himmel starrt er nun Tag für Tag, und er ist einmal grau und trübe, und dann wieder goldig und blau.

Und in den Nächten stehen ein paar Sterne in dem Fensterloch, aber sie sind ihm unendlich weit.

An einem Abend hört er draußen ungewohnte Glocken. Da weiß er, daß in Stadt und Land Weihnachten ist und daß die Lichterbäume in den Stuben brennen.

Und dann stellt er sich vor, wie sie alle, die er kennt, die Eltern, die Freunde und Kameraden, jetzt in die zuckenden, tropfenden Lichter blicken, und er denkt an die Flammen, die sie an diesem Tage draußen, in der schneeigen Heide, in den Nachthimmel steigen ließen.

Das ist alles so nahe, und doch so unendlich weit.

Es ist draußen, da draußen!

Die Freunde und Kameraden vergessen ihn nicht. Sie schreiben Briefe und schicken Pakete. Die Briefe, die Zeitungen und die Bücher, das sind jetzt seine einzigen Freuden, und sein Trost ist die Kameradschaft.

So vergehen die Tage, und jeder Tag ist ihm in seinem jungen Leben unwiederbringlich gestohlen.

Und wenn er es nicht mehr aushalten kann, dann setzt er sich hin und schreibt seine Last von der Seele: „Mit Grausen denke ich an die erste Zeit, nichts zu lesen, nichts zu rauchen, nichts zu schreiben. Nichts war da. Es hieß eben sitzen und brummen. Brummen ist tatsächlich der beste Ausdruck dafür.

Stelle dir doch einmal vor: Man steht morgens um 6 Uhr auf, kleidet sich an, und dann ist für den ganzen Tag Feierabend. Man spricht nicht ein Wort, vielleicht einmal „Guten Morgen" und „Guten Abend". Und damit ist ein Leben ausgefüllt? Abends geht man sehr früh zu Bett und kann doch die Nacht nicht schlafen. Es sind furchtbare Nächte."

Im Winter sind die Tage trübe und grau, aber der Schnee schmilzt auf den Feldern und der Frühling zieht ein. Und alle Natur drängt in das neue, wieder geschenkte goldene Licht und entfaltet sich ihm in Andacht und Gebet. Der Himmel ist blau, und kleine, weiße Wolken ziehen darüber. Sie ziehen in die endlose Weite, über das Land und die Fluren und über die große Stadt. Man kann sie auch aus einer kleinen Ecke eines Gefängnisfensters über die Bläue und in die Unendlichkeit segeln sehen. Aber es ist dann sehr bitter, in der Zelle zu sitzen. Und Kurt Hecker schreibt an seine Freunde:

„Recht unangenehm verspüre ich jetzt das zeitweilige Frühlingswetter. Es paßt mir dann gar nicht hier, und es ist, als ob ich auf und davon müßte.

Was das hier für ein Leben ist, verspüre ich an meinem kleinen Blumentopf, der mir hier die ganze grüne Natur ist. Sein Nachwuchs besteht nur aus langen, geisterbleichen Blättern, die sich nie entfalten, sondern vorzeitig abfallen. Ich begieße die Pflanze regelmäßig, es hilft aber alles nichts. Nun habe ich mich in dieser Woche jeden Tag hingestellt und habe den Topf mit ausgestrecktem Arm ein paar Stunden oben an das kleine Fenster gehalten. Aber die Blätter werden nicht grün und geistern mich mit ihren gelben, nackten Stengeln an, daß ich mir vorkomme, als wäre ich im Keller.

Wie lange soll das noch so gehen?"

Unzählige SA.-Männer sitzen in den Kerkern der Demokratie und warten.

Um Treue

Als an einem Frühlingstage des Jahres 1931 Fritz Helbig seinem Freund wieder einmal einen Brief in das Gefängnis sendet, schreibt er selber aus einem vergitterten Land. Eine

neue und unerhörte Notverordnung hat das ganze Deutschland zu einem Gefängnis gemacht.

Der kleine Zentrumskanzler mit dem Jesuitengesicht hat sich zum Diktator des Landes aufgeschwungen.

Dieser Kanzler, dessen ganze Macht die Furcht der anderen vor Hitler war, ist zum Kaiser der Republik Deutschland avanciert. Der Reichstag ist nach Hause geschickt worden, der Reichspräsident hat alle Macht im Reich in seine Hände gelegt.

Die nationalsozialistische Partei erhebt Klage beim Staatsgerichtshof wegen der rechtlichen Unhaltbarkeit und Unzulässigkeit der Notverordnungen.

Zugleich aber erläßt Adolf Hitler einen Aufruf an die gesamte Organisation der Partei, in der er die genaueste Einhaltung der Bestimmungen der Notverordnung von jedem Parteigenossen, SA.- und SS.-Mann verlangt.

Es steht alles auf dem Spiel.

Die kleinste Unbesonnenheit kann ein Verbot der gesamten Partei herbeiführen, auf das der Gegner nur wartet, und das unter allen Umständen vermieden werden muß. Es darf zu diesem Verbot kein Anlaß gegeben werden.

Adolf Hitler sieht den Weg scharf und klar vor sich.

Er folgt ihm unbeirrt.

Hauptmann Stennes wird diesen Weg nicht mitmarschieren. Er wird jetzt das vollenden, was er vor den Septemberwahlen im vorigen Jahre angebahnt hat.

Die Stunde dazu erscheint ihm günstig, die Ereignisse drängen zur Tat. Seine Standartenführer sind alte Soldaten, ehemalige Offiziere, die nicht fragen und deuten.

Sie werden dem Befehl ihres Vorgesetzten folgen.

Überall werden die Sturmabteilungen zusammengerufen. Mit dunklen und undeutlichen Worten wird ihnen erklärt, daß die SA. in der Zeit der Notverordnungen eine Belastung für

die Partei sei. Es würden aus diesem Grunde in der nächsten Zeit grundlegende organisatorische Änderungen bevorstehen.

Mehr wagen die Standartenführer ihren Männern nicht zu sagen. Sie halten sie damit für genügend auf das Kommende vorbereitet.

Die SA.-Männer wissen nicht recht, was sie davon zu halten haben. Sie denken: „Wenn es Adolf Hitler so will, wenn er es so anordnet, wird es schon richtig sein."

Aber es ist doch eine seltsame Spannung in allen.

In den Ostertagen fällt die Entscheidung.

Adolf Hitler weiß, was in Berlin vor sich geht. Er handelt.

Durch Verfügung des Stabschefs der SA. wird Hauptmann Stennes seiner Dienststellung als Osaf Ost enthoben. Gleichzeitig erläßt der Führer im Zentralorgan der Bewegung einen Aufruf, in dem er die Gründe der notwendigen Säuberungsaktion vor allen Angehörigen seiner Bewegung klarlegt:

„Gewissenlose Kräfte versuchen seit Monaten immer wieder, geleistete Arbeit zu unterhöhlen und zu zerstören, in die einzelnen Formationen der Bewegung den Geist des Unfriedens, nörgelnder Kritiksucht, ja sogar der Untreue hineinzubringen, um sie dadurch zu zersetzen. Angesichts der erlassenen Notverordnung besteht die große Gefahr, daß die Absicht der inneren Feinde, die Bewegung durch Aufreizung zu illegalen Handlungen hinzureißen, verwirklicht und damit den Feinden des deutschen Freiheitskampfes endlich die Möglichkeit zu einer Unterdrückung und Auflösung der Bewegung geliefert wird.

Ich habe mich deshalb entschlossen, gegen diesen Versuch der Zerstörung der nationalsozialistischen Bewegung den Kampf mit allen Mitteln und aller Entschlossenheit aufzunehmen.

Ich werde die Hoffnung der Feinde unseres Volkes, gegen die ich seit elf Jahren fechte, auf ein Zerbrechen der nationalsozialistischen Bewegung von innen heraus, zuschanden machen."

Adolf Hitler betraut den Berliner Gauleiter Dr. Goebbels mit der Durchführung der Säuberungsaktion und erneuert zu diesem Zweck die ihm im Jahre 1926 erteilte Generalvollmacht für den Kampf um Berlin.

Hauptmann Stennes fühlt sich stark genug, jetzt den schon lange vorbereiteten Schlag zu führen. Die Stunde des Handelns hat er nicht bestimmen können, sie ist ihm aufgezwungen worden.

Trotzdem glaubt er, in dem beginnenden Ringen der Mächtigere zu sein.

Er will einen verhängnisvollen Weg weitermarschieren, von dem still abzutreten ihm jetzt die letzte Gelegenheit geboten wäre.

Aber er kann nicht mehr zurück.

Zu fest hat er sein Geschick mit den eigensüchtigen Plänen von Abenteurern und politischen Hochstaplern verknüpft, die als Ratgeber und Mitarbeiter in seinem Stab schon lange einen unheilvollen Einfluß ausüben. Sie drängen ihn jetzt zur Tat.

Hauptmann Stennes glaubt die SA.-Verbände in Berlin, in Mecklenburg, in Pommern, Brandenburg, Schlesien und der Ostmark fest hinter sich.

Er schiebt seine Dienstenthebung mit einer verächtlichen Handbewegung beiseite und ordnet seinerseits für die genannten Provinzen die Übernahme der Führung der Bewegung durch die SA.-Verbände an.

Er hat seine Schlagworte schon bereit.

Auf die revolutionäre Gesinnung der SA. bauend, behauptet er, daß sich die Führung in München von der Idee des ursprünglichen und reinen Nationalsozialismus abgewandt habe.

Gewissenlos genug, scheut er sich nicht, einen Gegensatz zwischen Nord und Süd zu konstruieren und einen Zwiespalt

aufzureißen, der gerade in dieser Bewegung zum erstenmal überwunden ist.

Er sagt, daß die Partei mit bürgerlichen Tendenzen durchsetzt werde und nimmt den Befehl des Führers, die Notverordnung einzuhalten, als Begründung dazu.

Aber dieser Hauptmann Stennes, der mit großen Worten davon spricht, daß man Revolutionen nicht „legal" durchkämpfen könne, bedenkt nicht, daß Hitler bereits die Ernsthaftigkeit seines revolutionären Wollens durch die Tat bekundet hat. Adolf Hitler hat an jenem blutigen 9. November, an dem ein Hauptmann Stennes nicht für die Revolution gegen die Gewehre marschiert ist, für alle Zukunft seinen Weg zur Macht erkannt und wird sich durch nichts und durch niemand auf diesem einmal als richtig erkannten Wege beirren lassen.

Hauptmann Stennes wagt den letzten und entscheidenden Schritt. Er spricht jetzt das aus, was zu berühren er bisher ängstlich vermieden hat. Aber er tut es mit Vorsicht, denn er ist sich seiner Sache doch nicht ganz gewiß.

Er sagte am Schluß seines Aufrufs, daß es nun Sache der SA. sei, an der alten, jetzt mißachteten revolutionären Linie festzuhalten, wenn es sein müsse, auch gegen Hitler!

„Gegen Hitler?" Das ist der gefährliche Satz, bei dem die SA. aufhorcht.

Was wird da gespielt?

Das ist etwas anderes, als wenn es heißt: „Gegen die Verbürgerlichung der Partei!"

„Gegen Hitler?" Niemals!

Stürmisch sind diese Tage in Berlin.

Es ist Stennes gelungen, durch seine Leibgarde die Druckerei des Berliner Kampfblattes, des „Angriffs", besetzen zu lassen. Durch diesen Gewaltstreich kann er neben den bereits im Druck befindlichen Leitartikel des Gauleiters Dr. Goebbels seine eigenen Veröffentlichungen setzen.

Dr. Goebbels aber ist vom Führer mit der Durchführung der Säuberungsaktion betraut!

Es weiß niemand mehr, was er von dem Ganzen zu halten hat. Auch am nächsten Tag versieht Hauptmann Stennes die immer noch von ihm gewaltmäßig besetzt gehaltene Zeitung mit falschen Informationen. Er berichtet, daß Einigungsversuche bevorstünden und daß seine inzwischen bekanntgewordene Absetzung wieder zurückgenommen sei.

Er zwingt die Druckerei zur Veröffentlichung dieser wissentlich falschen Nachrichten.

Die SA.-Männer sitzen in ihren Sturmlokalen und wissen nicht mehr, was sie glauben sollen.

Es ist ein furchtbarer Zustand der Verworrenheit.

Die abenteuerlichsten Gerüchte werden von eifrigen Zwischenträgern verbreitet.

Dann aber beginnt sich das Dunkel zu lichten. Die Täuschung kann nicht länger aufrechterhalten werden.

Schnell werden die Stürme zu improvisierten Versammlungen zusammengerufen.

Jetzt muß Klarheit herrschen, das entscheidende Wort muß rückhaltlos gesprochen werden.

Es ist den Standartenführern, die dem Osaf Ost in die Hand versprochen haben, ihm auf diesem dunklen Wege zu folgen, nicht wohl zumute, als sie nun dieses Versprechen einlösen sollen. Aber sie sind alle alte Soldaten, die glauben, zu ihrem Worte stehen zu müssen und darüber vergessen, daß sie der Idee untreu werden wollen.

Sie stehen vor ihren Formationen.

Die Männer sind in einer unruhigen gärenden Bewegung.

Mißtrauen schleicht durch den Saal, richtet sich auf, riesengroß.

Und die Gesichter von tausend Männern sind eine Forderung, eine drohende Frage:

„Wir wollen wissen, was gespielt wird!"

Da erkennen die verführten Führer plötzlich, daß in diesen Männern keine seelenlosen und willenlosen Soldaten vor ihnen stehen, die sie kommandieren können, hierher und dorthin, und die sie schießen lassen können auf den und auf jenen! Nein, das sind zielbewußte, freiwillige Kämpfer für eine Idee, für eine Weltanschauung, für die sie Blut und Opfer brachten und gegen die sie sich niemals mißbrauchen lassen werden. Es sind politische Soldaten!

Und auf einmal steigt eine Angst würgend in ihnen auf: Sollten sie sich verrechnet haben?

Es ist zu spät.

Erwartung fliegt durch die Reihen, gebieterisch klingt ein Satz auf:

„Wir fordern Aufklärung!"

Und jetzt muß es gesagt werden, daß es gegen Hitler geht.

„Gegen Hitler!", das Wort will nicht über die Lippen, es ist ja gemeinster Verrat, Treulosigkeit, Ehrlosigkeit! Verräter sind sie, sie fühlen es jetzt, als sie vollenden, was sie begonnen haben, ohne an dieses Ende zu denken.

Aber es bleibt ihnen nichts geschenkt, sie müssen es aussprechen, sie schreien es in den Saal, in die Gesichter der Tausend da unten in plötzlicher Angst vor der eigenen Feigheit, die sie wünschen läßt, diese Stunde mit dem schlimmsten Trommelfeuer des Weltkrieges vertauschen zu können.

Heraus muß das Wort:

„Gegen Hitler!"

Und da ist auch schon alles vorbei.

Es ist ein Schrei, ein einziger Aufschrei, und niemand, der dabei war, wird ihn vergessen.

Und dann werden sie heruntergerissen, die noch von Stennes sprechen, und sie wundern sich, daß sie noch leben, als sie draußen sind.

So ist das bei allen Standarten in Berlin, so ist es in Brandenburg, in Mecklenburg, Schlesien und Pommern.

Die SA. ist für Hitler.

Das ist eine Selbstverständlichkeit, von der man nicht zu sprechen braucht.

Da muß Hauptmann Stennes erkennen, daß er sich verrechnet hat, als er Macht gegen Macht zu setzen gedachte: Die SA. gegen die Partei und sich gegen den Führer!

Aber die Rechnung ist falsch, denn die SA. ist die Partei, und die Partei ist Hitler.

Es bleibt nichts für Stennes, und es ist ein verschwindend kleiner Anhang, der hinter ihm steht. Der Stab der Gruppe Ost und die fünf Berliner Standartenführer befinden sich darunter.

Es sind fast alles alte Soldaten und Offiziere, die die Treue zu ihrem Vorgesetzten für wichtiger gehalten haben als die Treue zum Führer.

Sie werden als Meuterer aus der Partei ausgeschlossen. Die kleinen, einfachen SA.-Männer brauchen über den Begriff der Treue nicht nachzudenken.

Treue ist ihnen eine Sache des Herzens.

Drohung über dem Land

Hans Suren ist arbeitslos.

Nun gehört auch er zu dieser Millionenarmee, deren graues und trostloses Gesicht die Männer der Regierung als unheimliche Mahnung im Nacken fühlen.

Es ist den Kabinetten unangenehm und unbequem, dieses Gesicht auf sich gerichtet zu wissen. Es ist ihnen Alpdruck und Verfolgung. Aber sie werden es nicht los.

Es ist ein Gesicht nur.

Aber in diesem Gesicht ist Qual, Haß, Not und Verzweiflung von Millionen verbitterter Männer, weinender Frauen und hungernder Kinder.

Wenn die Regierenden ihre politischen Geschäfte machen, wenn sie ihre Konferenzen abhalten, in ihren breiten Sesseln sitzen und über Tribute, Steuern oder Abrüstungen verhandeln, dann ist dieses Gesicht hinter ihnen.

Da müssen sie plötzlich schweigen, weil ihnen ist, als wollte das Gesicht sprechen.

Es sind nur drei Worte, aber sie stehen riesengroß über den Verhandlungstischen, sie sind eine furchtbare Last, und es ist, als ob der Saal darunter zerbräche:

„Gebt uns Arbeit!"

Dann sehen sie sich furchtsam um, aber es ist niemand hinter ihnen.

Es hat auch niemand gesprochen, aber sie haben es doch alle gehört.

Was ist das, arbeitslos sein?

Hindämmern in Zwecklosigkeit, das Leben ein unnützes Dasein!

Und so nun Hunderte, Tausende, Zehntausende, Millionen fleißiger, ehrlicher, arbeitsamer Menschen!

Sie stehen des Morgens auf und wissen nicht, was sie anfangen sollen.

Sie haben Fäuste, um zu schaffen, Köpfe, um zu denken, und es ist so unendlich viel, das in diesem Lande geschafft und erdacht werden müßte.

Aber sie dürfen nicht arbeiten.

Und sie werden nie wieder arbeiten dürfen!

Denn man hat ja riesige Paläste gebaut, in denen man das Schicksal ihrer Arbeitslosigkeit organisiert. Da stehen denn die Menschen in endlosen Schlangen vor den riesigen Fenster-

reihen, und ihr Tagewerk ist ein kleiner sinnloser Stempel auf ihrer Karte.

Und wenn sie diesen Stempel auf ihrer Karte haben, dann gehen sie und holen sich die Bettelpfennige der Unterstützung. Die zählen sie zu Haus auf den Tisch und wissen nicht, ob es das Geld für die Miete ist, für Essen oder für Kleidung. Aber es soll für alles langen.

Dann schlendern sie durch die Straßen und sehen reichgekleidete Menschen hinter den Scheiben der großen Luxuscafés, stehen vor blitzenden Schaufenstern mit tausend lockenden Dingen, lesen die Preistafeln der Restaurationen. Und sie wissen, daß sie von alledem ausgeschlossen sind, jetzt und für immer.

Haben sie nicht ein Recht, zu leben, wie andere Menschen auch?

Muß denn das so sein?

Ist das ein Fluch, der auf diesem Volke liegt?

Oder ist das tatsächlich die Folge eines von Menschen ersonnenen wahnsinnigen Diktates, vor dessen Ursprung die Worte stehen: „Zwanzig Millionen Deutsche zuviel!"

Und ist diese Not, der Hunger, die Verzweiflung nicht hartes und unabänderliches Schicksal, sondern ein ungeheures Verbrechen einer kleinen Clique, der dieser Zustand Macht und Reichtum bedeutet?

Es ist das System eines grausamen Kapitalismus, der nicht nur auf Deutschland, sondern auf ganz Europa lastet.

Aber es ist ein System, das von Menschen erdacht ist und von Menschen zerbrochen werden kann!

Viele Millionen zählt die Erwerbslosenarmee in Deutschland. Sie ist in drei große Haufen gegliedert.

Da sind zuerst die Menschen, die nicht daran glauben, daß das System ihrer Not zerbrochen werden kann. Sie glauben an nichts und an niemanden mehr. Sie haben Hoffnung und Furcht verloren, und Leben und Tod sind ihnen gleichgültig

wie das, was dahinter ist. Sie zählen Millionen. Sie sind die Armee der Verzweiflung.

Neben ihnen steht die Armee des Hasses.

In ihr sind die Finsteren, Verbitterten, die Geschlagenen des Lebens, die noch Kraft in sich fühlen. Sie haben die Kraft, sich aufzulehnen gegen die Not, gegen den Hunger und gegen die, die sie hungern lassen.

Sie fühlen die Wut der Vernichtung in sich, sie möchten diese verdammte und verfluchte Welt in Flammen setzen und alles Leben, das nicht hungern muß wie sie, verbrennen lassen.

Und dann gibt es die andere und letzte Armee.

Sie kennt auch die Verzweiflung und trägt auch den Haß in sich, aber sie hat sich aus der Verzweiflung zum Glauben durchgerungen und neben den Haß die Liebe gestellt. Das ist die Armee, die die Zukunft gestalten wird. Sie kann das Schicksal wenden.

Es ist die Armee der Hoffnung.

Ihre Hoffnung aber heißt Hitler!

Wehe, wenn ihr einer diese Hoffnung rauben will!

Herr Brüning ist Hungerdiktator in diesem Lande.

Das ist ein schwerer und verantwortungsvoller Posten.

Denn es ist nicht leicht, aus einem Volke Tribute herauszupressen und gleichzeitig für Ruhe und Ordnung zu sorgen.

Herr Brüning hat es versucht.

Er hat durch seine Notverordnungen die Lebenshaltung des ganzen Volkes auf das Existenzminimum und darunter herabgedrückt.

Er hat die eingesparten Gelder nicht dazu verwandt, die Arbeitsbeschaffung zu finanzieren und die Arbeitslosigkeit zu beseitigen. Er hat keine besseren Wohnungen, keine Siedlungen und keine Autostraßen davon gebaut.

Er hat die Gelder als Tributzinsen abgeliefert, wie er es versprochen hatte.

Und dann ist er durch das Land gefahren und hat dem Volk klarmachen wollen, daß das notwendig gewesen sei.

Aber das Volk hatte dafür kein Verständnis.

Es hat ihn mit Hohn und Spott empfangen, und wo er sich blicken ließ, flogen Steine.

Da ließ er sein Auto wenden, und der Chauffeur mußte das schnellste Tempo anschlagen.

Aber an den Landstraßen, in den Dörfern und Städten standen die Erwerbslosen, und das Wort „Hungerdiktator" gellte in seinen Ohren.

So kam er zurück nach Berlin.

Er ist der verhaßteste Mann in ganz Deutschland.

Seine Notverordnungen haben sich in der erhofften Wirkung als Illusionen erwiesen.

Er hat sich auf Dawes und Young festgelegt.

Aber auch er kann Erfüllungspolitik nur betreiben, wenn er Kredite erhält. Das ist bisher das System aller Regierungen gewesen. Sie haben sich nie Kopfschmerzen darüber gemacht, wer diese Kredite einmal zurückzahlen wird. Sie haben auch nicht daran gedacht, daß es mit den Krediten einmal zu Ende sein wird.

Herr Brüning kann nicht dafür, daß es jetzt soweit ist. Es gibt niemand in der Welt, der Deutschland noch Kredite gäbe, denn ein kluger Geschäftsmann wird seinem Gläubiger nicht bis in alle Ewigkeit Geld leihen, sondern nur soweit, wie er seine verliehenen Gelder durch den Besitz des anderen gedeckt weiß.

Und dann ist Schluß.

Es ist so weit gekommen, daß in Deutschland sämtliche Banken, Sparkassen und die übrigen Geldinstitute einige Tage auf Anordnung der Regierung geschlossen bleiben müssen, da man sonst befürchtet, daß durch zahlreiche Abhebungen die Lohnzahlung in Frage gestellt werden kann.

In dieser Not wendet sich die Regierung noch einmal an Frankreich.

Diese Verhandlungen werden still und heimlich geführt. Sie können von folgenschwerer Bedeutung sein.

Es ist selbstverständlich, daß Frankreich dieser Regierung keine Hilfe angedeihen läßt, ohne wirtschaftliche oder politische Gegenforderungen zu erheben.

„Politische Forderungen Frankreichs?" Das könnte sehr nach Erpressung aussehen.

Was können das für „politische Forderungen" sein?

Es ist geraume Zeit her, da hat sich in Deutschland der Vertraute Briands, Jules Sauerwein, aufgehalten.

Dieser Mann hatte in Deutschland eine Rücksprache mit einem Journalisten eines demokratischen Blattes. Nachdem sich Jules Sauerwein über die innenpolitische Lage Deutschlands genügend informiert hatte, verfaßte er einen Artikel für die Prager Presse. In diesem Artikel führte Herr Sauerwein folgendes aus:

> „Das Anwachsen der Nationalsozialisten sei ein Beweis beklagenswerter politischer Unreife des deutschen Volkes. Er glaube nicht, daß ein Befehl an die Reichswehr, Hitler zu verhaften, durchgeführt werden würde. Aber ein solcher Versuch werde sich als unbedingt notwendig erweisen, wenn Hitler eines Tages eine unmittelbare Gefahr für die öffentliche Ordnung und Sicherheit darstellen werde."

Es ist anzunehmen, daß gewisse Kräfte in Deutschland Herrn Sauerwein zu diesem Artikel inspiriert haben. Und es ist ebenfalls anzunehmen, daß dies diejenigen Kräfte waren, die sich in Deutschland von Hitler bedroht fühlen.

Bald haben diese Kräfte in Deutschland, die sich meinen, wenn sie von Ordnung und Sicherheit sprechen, noch mehr Grund, sich von Hitler bedroht zu fühlen!

Die Regierung verhandelt mit Frankreich über Kredite.

Man munkelt in Deutschland, daß die Bedingungen, die Frankreich an die Gewährung von wirtschaftlicher Hilfe knüpft, sehr innerpolitischer Natur sein sollen. Man erinnert sich an den Artikel des Herrn Sauerwein und hört, daß diese innerpolitischen Bedingungen über die in dem Artikel aufgeworfene Frage noch hinausgehen sollen.

Wenn wirklich derartige Bedingungen gestellt sein sollten, so ist das für jede einigermaßen anständige Regierung in Deutschland — gleichviel, welcher Parteirichtung sie angehört — ein Grund, jede Verhandlung sofort abzubrechen.

Aber auch wenn eine deutsche Regierung keinerlei Ehrgefühl besäße, dann müßte sie diese Bedingungen aus politischer Klugheit zurückweisen.

Denn ihre Durchführung würde Revolution in Deutschland bedeuten.

Ein Spiel mit derartigen Gedanken ist sehr gefährlich. Wie weit die Dinge bereits gediehen sind, zeigt die Tatsache, daß die gesamte SA.-Führung in Berlin es für nötig hält, für die Polizei unauffindbar zu werden, um für alle Möglichkeiten gerüstet zu sein. Es wird nun nicht mehr möglich sein, daß die Formationen in der Stunde der Entscheidung führerlos sind.

Über der ahnungslosen Stadt hängt ein Damoklesschwert. Der seidene Faden, an dem dieses Schwert hängt, kann durch eine falsche Parole, durch einen Mann, der die Nerven verliert, zerrissen werden.

Die Bürger wissen nicht, was innerhalb weniger Stunden über sie hereinbrechen kann.

Wenn das Unglaubliche wahr würde, dann gibt es keine Legalität mehr.

Dann gibt es einen Verzweiflungskampf einer ihres obersten Führers beraubten Kampforganisation, die zu allem entschlossen ist.

Dann könnte es sein, daß in Deutschland Explosionen in den Himmel steigen.

Das Berliner Kampfblatt „Der Angriff" stellt die geheimen Verhandlungen in das Licht der Öffentlichkeit und behandelt sie als eine Angelegenheit, die erledigt ist.

Das Blatt schreibt unter der Riesenüberschrift:

> „Frankreich bietet Geld für Verbot der NSDAP.!
>
> Aus allerbester diplomatischer Quelle erfahren wir nunmehr, daß Frankreich drei weitere Forderungen erhebt, die man aus guten Gründen vorläufig geheimhält. Frankreich verlangt: Auflösung des Stahlhelms; Verbot der NSDAP.; Ausweisung Adolf Hitlers aus dem deutschen Reichsgebiet! Jedes Wort des Kommentars könnte die Wucht des Eindrucks, die diese französischen Forderungen auf jeden Deutschen machen müssen, nur abschwächen. Die Reichsregierung wird es nicht wagen können, über die französischen Unverschämtheiten, die einen Schlag ins Gesicht Deutschlands bedeuten, auch nur ernsthaft nachzudenken."

Das ist eine Warnung an die Regierung.

Die Gefahr geht als ein furchtbarer Traum vorüber, von dem nur wenige gewußt haben.

Der Sturmführer

In dem Herbst dieses Jahres bietet ein Aufmarsch der deutschen SA. allen Gegnern Gelegenheit, darüber nachzudenken, was ihnen geschehen könnte, wenn diese gewaltige, disziplinierte Armee zur Illegalität gezwungen würde. Es vergeht ihnen bei diesen Gedanken die Lust, das gefährliche Spiel des vergangenen Sommers in irgendeiner Form noch einmal zu wiederholen.

Herr Brüning ist zwar Notverordnungsdiktator in Deutschland. Aber es gibt in diesem Deutschland einige Länder,

hinter deren Grenzpfählen die Macht Herrn Brünings zu Ende ist.

In Braunschweig regieren Nationalsozialisten. Hier kann der Kanzler den Aufmarsch der braunen Armee nicht hindern.

Die alte Welfenstadt hat eine stolze Vergangenheit.

Ihre Herzöge wagten einst, einem deutschen Kaiser ein trotziges Nein entgegenzustellen, als wieder einmal einem phantastischen Traum vom Heiligen Lande und vom Römischen Reich Ströme besten deutschen Blutes geopfert werden sollten.

Der Braunschweiger Löwe schaut gen Osten. Dort liegt die Zukunftsaufgabe dieses Volkes! Der trotzige Löwenherzog mußte erkennen, daß Fürsteninteressen und Priesterhabgier im Lande mächtiger waren.

Es war oft so in der deutschen Geschichte, daß Einzelinteressen vor der Aufgabe des Volkes standen und sich mächtiger erwiesen. Aber die verschüttete Idee ist ewig und unsterblich. Sie ringt sich durch, und es ist kein Zufall, daß die braune Armee, die durch die Straßen Braunschweigs marschieren wird, sie in sich trägt und Wegbereiter dieser deutschen Zukunft sein wird.

Berlins SA. rüstet zu dem gewaltigen Aufmarsch. Die Männer packen ihre Uniformen in die Tornister, sie gehen einzeln zu den Bahnhöfen, in denen die vielen Sonderzüge schon bereitstehen.

Sie wollen und dürfen der lauernden Polizei keinen Anlaß geben, noch im letzten Moment ihre Teilnahme zu verhindern.

Und dann beginnen die Räder zu rollen, die Schienen klirren, und endlich fahren sie über die preußische Grenze.

Sie sind in einem nationalsozialistisch regierten Land! Es mutet sie seltsam an, daß es so etwas in Deutschland gibt.

Aber dann holen sie ihre Uniformen heraus und können es kaum erwarten, wieder einmal als SA.-Männer zu marschieren.

Der Braunschweiger Aufmarsch wird die größte und ge-

waltigste politische Kundgebung, die Deutschland bisher erlebt hat. Die Stadt ist viel zu klein für die aufgebotenen Menschenmassen.

Die SA.-Formationen kampieren in der kalten Oktobernacht draußen auf den Feldern und den Landstraßen vor der Stadt.

In den frühen Morgenstunden kommt der Befehl zum Anmarsch. Konzentrisch von allen Seiten rücken die endlosen Kolonnen heran, das Schauspiel einer friedlichen Eroberung bietend.

Als es Mittag wird, ist die Sonne aus den feuchten und kalten Herbstnebeln gestiegen und steht über einem bunten, strahlenden Oktobertag. Sie beleuchtet ein riesiges Feld, auf dem Mann neben Mann steht, ein unübersehbares Heer, aus dem die Spitzen der Fahnen und die Adler der Standarten blinken und blitzen.

Es ist ein wunderbarer, unvergeßlicher Anblick. Einhunderttausend Mann stehen dort. Sie sind der Trotz und der Stolz Deutschlands, sie sind Zukunft und Schicksal der ganzen Nation. Das ist Gewißheit in ihnen allen.

Adolf Hitler hat gesagt, was sie alle in ihren Herzen fühlen: „Die Feldzeichen, die ich euch heute übergebe, sind die letzten vor dem Siege!"

In dieser gläubigen Zuversicht marschieren sie durch die jubelnde Stadt.

Braunschweig ist ein Signal gewesen.

Die Welt hat aufgehorcht.

Sie beginnt zu erkennen, daß das offizielle Deutschland, mit dem sie an den Verhandlungstischen sitzt, nicht das wahre Deutschland ist.

Sie ahnt, daß das wahre Deutschland bei Hitler steht.

Braunschweig ist ein Fanal im Freiheitskampf geworden. Es bedeutet neue Hoffnung für die Opfer des Kampfes, die in den Gefängnissen schmachten. Es bedeutet für all die hundert-

tausend Kämpfer in dem großen Gefängnis Deutschland neue fanatische Kampfentschlossenheit.

Die Berliner SA. fühlt, daß ihr das Fanal Braunschweig bitter nötig war.

Ihr Kampf ist in ein Stadium eingetreten, in dem sie alle Kraft ihres Fanatismus braucht, um durchzuhalten.

Der rote Terror steht blutig über der Stadt.

Die kommunistische Partei fühlt ihre Macht dahinschwinden. Die Arbeiterschaft hat das Vertrauen zu ihr verloren.

Seit jenen blutigen Maitagen, in denen kleine Gruppen verzweifelter, aufgehetzter Proleten in erbittertem Häuserkampf eine Woche lang den sozialdemokratischen Polizeitruppen Trotz boten, während die machtvolle kommunistische Partei dem Schauspiel als interessierter Beobachter tatenlos zusah, sind Jahre vergangen, in denen sich der Sinn der Arbeiterschaft gewandelt hat. Zu oft hat sie sich im Stich gelassen gesehen, wenn sie den Parolen der kommunistischen Führer gefolgt war.

Jetzt sind die Nationalsozialisten in die Betriebe eingedrungen und haben festen Fuß gefaßt. Sie haben es sogar gewagt, auf den Stempelstellen ihre Idee in die Erwerbslosenarmee zu tragen. Sie haben Erwerbslosendemonstrationen organisiert, und die Erwerbslosen sind unter den Hakenkreuzfahnen marschiert!

Die Nationalsozialisten haben in den großen Lohnstreiks ihren Mann gestanden. Sie haben den Streik durchgehalten, wenn die sozialdemokratischen Gewerkschaftler schon von Verhandeln sprachen.

Sie sind im Begriff, sich überall an den Stellen durchzusetzen, die der Kommunismus als seine ausschließlichen Domänen betrachtet.

Was bleibt ihm noch?

Der Rote Frontkämpferbund ist verboten.

Das wäre an und für sich nicht entscheidend, denn die SA.

ist ebenfalls verboten gewesen und ist doch aus dem Verbot ungeschwächt hervorgegangen. Entscheidend ist, daß der Geist der kampfentschlossenen, proletarischen Solidarität von den kommunistischen Massen gewichen ist. Sie sind gleichgültig geworden, und viele tausend der aktivsten Kämpfer, die einst unter der roten Faust marschiert sind, stehen heute in den Reihen der SA. als überzeugte und begeisterte Nationalsozialisten. Die bessere Idee hat die anständigen Menschen zu sich gezwungen.

Die Führer der kommunistischen Partei wissen, wie es um ihre Sache steht. Sie erkennen, daß der bürgerliche Staat einst verschwinden wird, und daß die Entscheidung nur zwischen ihnen und dem Nationalsozialismus fallen kann. Und sie müssen sich sagen, daß sie mit dem Tage verloren sind, an dem Hitler regiert.

Ihre einzige Aussicht besteht darin, vor dem Augenblick, in dem die Macht dem Nationalsozialismus zuzufallen scheint, die sozialdemokratischen Arbeiter zu einem bewaffneten Aufstand mit fortzureißen.

Sie werden daher den Kampf aktivieren, werden sein Tempo bestimmen, es von Tag zu Tag steigern, bis die Stunde des großen Schlages gekommen ist.

Die Parole: „Schlagt die Faschisten, wo ihr sie trefft!" ist ihren Kampfstaffeln ein willkommener Befehl. Sie haben die Aufgabe, die SA. durch einen unerträglichen Terror zu reizen.

Sie wissen, daß jede Unbesonnenheit der Nationalsozialisten, jedes zu frühe Losschlagen der SA. einen Pluspunkt in ihrer Rechnung bedeutet.

Sie scheuen sich nicht, die ihnen selbst verhaßte Polizei auf die SA.-Proleten zu hetzen. Selbst die Notverordnungen der kapitalistischen Regierung werden ihnen Mittel zum Zweck.

Es ist in dieser Zeit nicht leicht, SA.-Mann zu sein.

Und doch ist es schön, denn die Härte der Not hat all die

Männer zu einer einzigen festen Kameradschaft zusammengeschmiedet. Die Stürme sind die geschlossenen Einheiten dieser Kameradschaft.

Hans Suren ist Sturmführer.

Was bedeutet das in der Kampfzeit: „Sturmführer sein"? Es bedeutet, mehr opfern zu dürfen als die Kameraden, mehr Pflichten auf sich zu nehmen und eine ungeheure Verantwortung auf den jungen Schultern zu tragen. Die Haltung des Sturmführers ist bestimmend für den ganzen Sturm.

Jeder Mann sieht auf ihn.

Er muß jeder Situation gewachsen sein.

Wenn sich die Polizei mit geschwungenen Gummiknüppeln auf den Sturm stürzt, wenn ein kommunistischer Feuerüberfall loshämmert, wenn es im Saalkampf hart auf hart geht, immer sieht der SA.-Mann auf seinen Sturmführer. Es ist schwer, Sturmführer zu sein. Man kann nicht dazu bestimmt, man muß dazu geboren sein.

Denn der SA.-Mann ist kritisch aus Instinkt.

Aber wenn er gemerkt hat, daß sein Sturmführer ihm überall voran ist, ihm überall das Beispiel gibt, ihm überall zeigt, daß er mehr kann als er, dann erkennt er ihn auch als seinen Führer an, in des Wortes tiefster Bedeutung. Dann glaubt er ihm, vertraut ihm und verläßt sich blindlings auf ihn.

Dann kommt der SA.-Mann mit jeder Not zu ihm und erwartet Hilfe und Rettung mit einem rührend kindlichen Vertrauen.

Der Sturmführer muß ihm helfen, wenn er nichts mehr zu essen hat, er muß ihm eine Schlafstelle besorgen, wenn man ihn exmittiert hat, weil er die Miete nicht zahlen konnte. Der Sturmführer muß ihn ungefährdet nach Hause bringen, wenn der rote Mord in den Straßen lauert, er muß dafür sorgen, daß er stempeln gehen kann, ohne vor dem Schalter niedergeschlagen zu werden.

Und der Sturmführer ermöglicht alles.

Er geht mit dem Hungernden zu der Frauenschaft, er richtet dem Wohnungslosen ein Heim ein, er bringt die Kameraden sicher nach Hause, er sorgt für eine ausreichende Begleitung auf die Stempelstelle.

Er ist Zuflucht und Vorbild.

Aber sein Sturm ist dann eine auf Leben und Tod zusammengeschweißte Kameradschaft, mit der er den Teufel aus der Hölle holen kann. Und wie jeder Mann sich auf seinen Sturmführer verläßt, so kann er sich auf jeden Mann seines Sturmes verlassen.

Hans Suren ist ein solcher Sturmführer, und der Name seines Sturmes ist in ganz Berlin bekannt.

Sie halten zusammen wie Pech und Schwefel.

*

An einem trüben Dezemberabend hängt der Nebel feuchtwarm in den Straßen. An solchen Abenden weiß die SA., daß die Kommune auf Mord lauert.

Da heißt es, auf alles gefaßt zu sein!

Der Sturmabend ist zu Ende.

Jetzt beginnt das Schwerste: Die Kameraden sicher nach Hause zu bringen!

Hans Suren ordnet an: Niemand geht allein. In Gruppen zu vieren und fünfen werden die gefährdetsten Kameraden begleitet!

Er ist selbst dabei. Die Verantwortung für sechzig junge Leben liegt auf seiner Seele.

Plötzlich hört er Geschrei.

Aus einer Kneipe hat sich eine riesige Übermacht auf drei SA.-Männer gestürzt.

Ein Kamerad liegt schon am Boden, Messer blitzen auf.

Da ist Hans Suren heran.

Er hat die Pistole herausgerissen und jagt ein paar Schreckschüsse in die Luft: „Straße frei!"

Die Kommunisten lassen nicht von ihrem Opfer. Sie sind zahlreich genug, auch den neuen Gegner abzutun.

Da ist Hans Suren ganz ruhig.

Es ist in ihm eiseskalt.

Er hebt die Pistole.

Schießt.

Dreimal.

Es sind die letzten Kugeln im Magazin... Sie müssen treffen.

Und sie sitzen.

Drei Kommunisten sinken zusammen, einer von ihnen ist tödlich getroffen. Die anderen jagen davon.

Hans Suren hat das Leben seiner Kameraden gerettet.

Einige Tage später werden zwei Männer seines Sturmes unter Mordverdacht verhaftet. Die Kommunisten haben sie bezichtigt, die tödlichen Schüsse abgegeben zu haben. Sie werden in endlosen Verhören vernommen. Sie sollen gestehen, geschossen zu haben!

Sie werden in das Untersuchungsgefängnis Moabit eingeliefert.

Hans Suren weiß, daß diese Kameraden jetzt von ihrem Sturmführer erwarten, daß er ihnen helfen wird.

Er hilft ihnen.

Er gibt über den Rechtsanwalt eine eidesstattliche Erklärung an den Untersuchungsrichter: Er ist der Täter!

Er weiß, daß er in Notwehr gehandelt hat. Aber er kennt die Gerichte dieser Demokratie zu genau, als daß er von ihnen Gerechtigkeit erwarten könnte.

Die Kameraden müssen aus dem Gefängnis entlassen werden.

Hans Suren ist verschwunden.

Die Polizei sucht ihn vergeblich.

Die Landstraße hat ihn wieder.

Die SA. soll und muß zerschlagen werden! Die Gegner des Nationalsozialismus im Lande, von der bürgerlichen Reichsregierung über die sozialdemokratische Preußenregierung bis zu den Kommunisten sind sich darüber einig.

Sie versuchen es, jeder nach seiner Methode.

Demonstrationsverbote und Uniformverbote sind längst verhängt. Die SA.-Männer haben die braunen Hemden ausgezogen, ihre Kolonnen marschieren nicht mehr durch die Straßen.

Aber diese Männer sind ja nicht in der SA., um Uniformen tragen zu dürfen, sie können die Idee des Nationalsozialismus auch ohne Uniformen und Märsche künden.

Sie haben alle Äußerlichkeiten von sich getan, um sich innerlich desto fester an die große Sache anzuschließen. Ihr Dienst ist ihnen auch in ihrer Werktagskleidung eine selbstverständliche Pflicht, und ihre Sturmführer sind ihnen auch ohne Dienstgradabzeichen die Führer, denen sie folgen.

Sie sitzen in ihren Sturmlokalen in unzertrennlicher Kameradschaft. Sie sind zu den Sturmabenden zur Stelle und schieben ihre Wachen bis spät in die Nacht.

Man hat sie aus den Wohnungen geworfen und wollte sie hungern lassen!

Sie haben sich selber Heime geschaffen, in denen sie schlafen, sie haben sich Küchen eingerichtet, die sie sattmachen.

Der Sozialismus ist ihnen eine Angelegenheit der Tat geworden, sie haben ihn wahrgemacht.

Es bleibt der sozialdemokratischen Preußenregierung vorbehalten, den Schlag gegen die sozialistische Selbsthilfe der SA. zu führen.

Wochenlang hat die kommunistische Presse dazu die Vorspanndienste geleistet. Sie hat täglich die SA.-Heime und

Küchen als Mörderhöhlen geschildert, aus denen Überfälle auf die harmlose umwohnende Bevölkerung verübt würden.

Das genügt dem Polizeipräsidenten.

Auf Grund der Notverordnungen verfügt er die sofortige Schließung der Heime.

Kriminalbeamte versiegeln die Räume, Polizisten werfen die Betten und Schränke auf die Straße.

Aber das ist keine Regierungspropaganda!

Die Tische, die Betten und Schränke stehen auf den Straßen, die erwerbslosen SA.-Männer, die nun kein Dach mehr über dem Kopf haben, stehen daneben.

Sie stehen schweigend, aber die Tatsachen sprechen laut genug. Und dann haben sie noch eine Tafel aufgestellt, die trägt eine Inschrift:

„Grzesinski wirft deutsche Jungarbeiter auf die Straße!"

Und Hunderte von Arbeitern und Bürgern schauen auf das Schild, sehen die Betten auf der Straße und die SA.-Männer davor.

Sie schütteln die Köpfe und sind anderer Meinung als der Herr Polizeipräsident. Sie packen ihre Brote aus den Taschen und reichen sie den SA.-Männern. Sie schaffen Kaffee herbei und sammeln Geld in einer schnell herumgereichten Mütze. Und sie bringen die SA.-Männer unter, hier und dort, bei diesem und bei jenem.

Auch das ist sozialistische Selbsthilfe. Aber der Polizeipräsident hat keine Möglichkeit, dagegen einzuschreiten.

Die Sturmlokale sind die Stützpunkte der SA.

Sie liegen mitten in den roten Vierteln.

Irgendeine kleine Kneipe ist ihnen Bollwerk und Burg geworden, von hier tragen sie die Propaganda in die aufgehetzten Straßen. Sie erobern Haus für Haus. Die Namen dieser Sturmlokale, dieser kleinen Kneipen, sind in ganz Berlin bekannt.

Die Gegner kennen diese Namen, fürchten und hassen sie. Diese Sturmlokale sind ihnen ein Dorn im Fleische. Sie versuchen mit allen Mitteln, der SA. diese Stützpunkte zu entreißen. Ihr Besitz ist oftmals entscheidend für die politische Macht in dem ganzen Viertel. Sie boykottieren den Wirt und seine ganze Familie. Sie riegeln das Lokal an allen Ecken ab und belagern den Zugang. Sie versuchen, es in schnellem überraschendem Angriff zu zertrümmern.

Die SA. hält diese Lokale ganz allein und aus eigener Kraft. Ihr hilft kein Mensch dabei. Denn wer möchte den Mut aufbringen, sein Glas Bier in der steten Erwartung zu trinken, daß in jedem Augenblick kommunistische Kampfstaffeln hereinbrechen können! Einer solchen Gefahr setzt sich der Bürger nicht aus, selbst wenn er sonst dem Nationalsozialismus nicht ganz abhold ist.

Aber die SA.-Männer wissen, was von dem Besitz dieser Kneipen für sie abhängt. Sie halten sie Tag und Nacht besetzt. Eine Wache löst die andere ab. Bis es dann einmal geschieht, daß unerwartet und plötzlich die Kugeln eines kommunistischen Feuerüberfalls durch die Türen und die zersplitternden Fenster prasseln. Dann stürzen die Männer hinaus, mit den nackten Fäusten wollen sie an das feige Gesindel! Aber die ersten brechen auf den Stufen zusammengeschossen nieder, und die folgenden Kameraden sehen in ohnmächtiger Wut die Mörder, in wilder Fahrt um sich schießend, im Wagen hinter den Ecken verschwinden.

Der Polizeipräsident sieht sich nach solchen Vorfällen genötigt, die Schließung des betreffenden Lokals zu verfügen.

Er überläßt es dem Wirt, weiterhin für die Aufbringung der Mieten für das auf Monate geschlossene Lokal zu sorgen. Er überläßt ihm die Lösung der Frage, auf welche Weise das der seiner einzigen Einnahmequelle beraubte Mann bewerkstelligen soll.

Der Polizeipräsident läßt viele Sturmlokale in Berlin schließen.

Der amtliche Terror gegen die SA. steigert sich von Tag zu Tag.

Herbert Strowig bewohnt mit zwei Kameraden ein kleines Zimmer in der Nähe seines Sturmlokales. Er war Truppführer in dem Sturm seines Freundes Kurt Hecker geworden. Aber Kurt Hecker sitzt schon seit einem Jahr im Gefängnis. Nun führt Herbert den Sturm an Stelle seines Freundes.

Denn das ist so in der SA.: Hier und dort fällt ein Führer oder wird in die Gefängnisse gesteckt. Aber an seine Stelle tritt der nächste Kamerad und übernimmt das Kommando.

So war das bei den Soldaten im großen Kriege, und so wird das immer sein, wenn Männer kämpfen.

Herbert Strowig hat die Pflicht auf sich genommen, ohne zu zögern.

Aber seit dieser Zeit sieht er seine Wohnung nur noch für ein paar Morgenstunden, in denen er sich übermüdet auf das Bett wirft, um in der nächsten Minute in tiefen, traumlosen Schlaf zu versinken.

Wenn am Morgen der erbarmungslose Wecker rasselt, ist ihm, als hätte er sich eben erst niedergelegt. Der Gedanke, einmal, ein einziges Mal nur ausschlafen zu können, ist eine Lokkung. Aber hinter diesem Gedanken steht die Gewißheit, dieses Nachgeben mit einer ewigen Arbeitslosigkeit bezahlen zu müssen.

Das ist nun jeden Morgen so. Und Herbert Strowig reißt sich hoch, steht pünktlich an seinem Arbeitsplatz und scheucht zehn Stunden hindurch die Müdigkeit hinweg, die ihn immer wieder anfällt.

Wenn die Sirene den Feierabend verkündet, wenn die Kollegen und Arbeitskameraden zu ihren Familien eilen, zu irgendeinem freundlichen Heim, in dem sie den Abend nach der

erfüllten Pflicht der Arbeit in Ruhe genießen können, beginnt für Herbert Strowig der Dienst im Sturmlokal. Da sitzt er denn in einem trüben Hinterzimmer der kleinen Kneipe, das er Geschäftszimmer nennt, obwohl ein paar Stühle und ein Tisch mit einer alten Schreibmaschine die ganze Einrichtung darstellen. In diesem Zimmerchen erledigt er die schriftlichen Arbeiten für den Sturm, hier bereitet er sich für den Sturmabend vor, hier hält er Besprechungen mit seinen Unterführern ab.

Und der einzige Trost in diesem nüchternen, engen Raum ist das Bild des Führers, das über dem Tisch hängt. Seine Augen sehen auf die mühevolle Kleinarbeit, die in aller Stille unbekannt und unbeachtet von Männern geleistet wird, deren Lohn und Anerkennung der Gedanke einer erfüllten Pflicht ist.

Herbert Strowig sitzt bis in die Nacht in diesem Sturmlokal, denn der Sturmführer muß immer zu erreichen sein. Er würde in den Augen der Kameraden einen stummen Vorwurf zu lesen glauben, wenn er einmal in der Stunde der Gefahr nicht unter ihnen gewesen wäre.

So geht das nun Tag für Tag, und Herbert Strowig wundert sich, daß er dieses Leben ertragen kann.

In der letzten Nacht ist er noch später nach Hause gekommen als in den vergangenen Tagen.

Es war ihm während des Sturmabends von seinen Radfahrern gemeldet worden, daß die Kommune einen Straßenzug abgeriegelt hätte, um zwei Männer seines Sturmes zu überfallen. Die Polizei hatte es abgelehnt, für die Räumung der Straßen zu sorgen. In den frühen Morgenstunden war es der SA. gelungen, die Straße zu säubern. Die zwei Kameraden konnten ungefährdet ihre Wohnung erreichen.

Todmüde sitzt Herbert Strowig in seinen Kleidern auf dem Bett. Er sagt sich, daß es nicht mehr lohnt, sich zum Schlafe hinzulegen. Er wird sich einen starken Kaffee kochen lassen, um die durchwachte Nacht zu überwinden.

Plötzlich hört er Klopfen an der Wohnungstür, dann schrillt die Klingel auf. Er merkt, daß nach einigen Minuten die aufgeschreckte Wirtin öffnet.

Jetzt sind die Stimmen vor seiner Tür. Ein hartes Klopfen: „Öffnen, Kriminalpolizei!"

Herbert schiebt den Riegel zurück.

Ein Polizist tritt mit zwei Zivilisten ein, die sich als Kriminalbeamte ausweisen.

„Haussuchung!"

„Zeigen Sie mir den Auftrag der Staatsanwaltschaft!"

„Ist nicht nötig", lachen die Kriminalbeamten spöttisch, „wir finden auch so, was wir suchen!"

Während der Polizist Herbert Strowig im Auge behält, durchwühlen die anderen den Schrank und die Kästen. Sie reißen die Sachen heraus und häufen sie aufeinander. Sie kriechen unter das Bett, klopfen die Wände und Dielen ab. Sie schichten jedes beschriebene Stückchen Papier, das sie finden, sorgsam aufeinander. Es wandert gemeinsam mit dem alten Stahlhelm, der über dem Bett hängt, als beschlagnahmt in die dicken Taschen.

Nach zwei Stunden ist die Haussuchung beendet.

„Die Durchsicht des beschlagnahmten Materials erfolgt auf dem Präsidium!" Mit diesen Worten haben sich die Kriminalbeamten verabschiedet.

Herbert Strowig steht in dem verwüsteten Zimmer. Dann fällt sein Blick auf die Uhr.

Eine Viertelstunde später sitzt er an seinem Arbeitsplatz und zwingt seine Gedanken auf die ihm jetzt unendlich gleichgültigen Dinge der täglichen Arbeit.

Er weiß nicht, daß er immer wieder den einen Satz vor sich hin spricht: „Verdammt, was ist das für ein Leben!"

Er merkt es erst an den verwunderten Blicken der Kollegen.

Als er an diesem Tag in das Sturmlokal kommt, erfährt er,

daß auch hier Haussuchung gehalten wurde. In dem kleinen Geschäftszimmer ist das Unterste zuoberst gekehrt.

An diesem Abend ruft Herbert Strowig telephonisch die Nachbarstürme an. Er will sie warnen. Er erfährt von Fritz Helbig, daß es dazu zu spät ist. Man hat bei ihm ebenfalls an diesem Morgen die ganze Wohnung durchwühlt.

Da wissen sie beide, daß System darin liegt.

Von allen Seiten kommen jetzt Nachrichten von Haussuchungen, Festnahmen und Beschlagnahmungen.

Ein ganz großer Schlag muß geplant sein.

Der Sinn der Aktionen wird allen klar, als man versucht, auf Grund des angeblich gefundenen Materials der SA. den ungeheuerlichen Vorwurf des Landesverrats zu machen. Man glaubt auf Grund dieser unsinnigen Behauptung ein Verbot konstruieren zu können.

Das Verbot der SA. wird einige Tage später unterzeichnet.

Es ist das letzte Manöver eines an sich selbst verzweifelnden Systems, das seine Hoffnungen überall zusammenbrechen sieht.

Die Regierung Brüning weiß, daß sie das ganze Volk gegen sich hat. Sie versucht vergeblich, durch tägliche Ministerreden im Rundfunk die Stimmung des Volkes zu beeinflussen.

Es ist umsonst. Die Landtagswahlen beweisen es Schlag auf Schlag. Anhalt, Mecklenburg, Hessen stimmen für Hitler. Die rote Preußenregierung sieht den nationalsozialistischen Ring sich immer enger um sie schließen. Sie verbirgt ihre innere Unsicherheit hinter dem äußeren Schein eines kampfentschlossenen Selbstvertrauens. Sie fühlt sich stark genug, den „Ausländer Hitler mit der Hundepeitsche über die Grenze zu jagen"!

Das ist ein unkluges Wort, das die Nationalsozialisten sich merken werden. Sie werden den Mann nicht vergessen, der es gesprochen hat!

Die sozialdemokratischen Bonzen werden durch die drohende Gefahr aus ihrer jahrelangen Ruhe gerissen. Sie haben in den

Jahren Fett angesetzt, und sollen nun plötzlich als Revolutionäre auftreten und um die für alle Ewigkeit gesichert gehaltenen Pöstchen kämpfen! Sie versuchen es.

Sie glauben, sich eine neue, unüberwindliche Schutzorganisation geschaffen zu haben, wenn sie die Mitglieder ihrer Partei, des Reichsbanners und der Gewerkschaften zahlenmäßig zusammenfassen. Sie vergessen, daß von diesen Menschen viele längst nicht mehr ihren Parolen folgen, die meisten aber nie daran denken, sich im Ernstfall mit dem Leben dafür einzusetzen. Es ist ein absurder Gedanke, sich diese aus ihrer Ruhe geschreckten Bürger mit der Waffe in der Hand als Verteidiger der Demokratie vorzustellen!

Aber sie sind mit ungeheurem Eifer bei der Sache, und ihre Findigkeit stampft täglich neue Errungenschaften aus der Erde. Sie merken nicht, daß auf dieser „Eisernen Front", den „Hammerschaften", ihren sinnlosen „drei Pfeilen" und den „eisernen Büchern" der Fluch einer ungeheuren Lächerlichkeit lastet.

Die jüdische Presse versucht mit kunstvollen Mitteln, die gezählten Tage des Systems zu verlängern.

Sie begrüßt die letzte und vierte Notverordnung als eine politische Weltsensation.

Sie soll eine Schicksalswende für alle Nationen darstellen. Ihre Zeitungen feiern Herrn Brüning als den starken Mann, weil er ihre letzte Hoffnung vor dem Nationalsozialismus ist. Sie nennen den Kanzler in hochtönenden Worten den größten Schweiger nach Moltke, der nun das schicksalhafte Wort gesprochen hätte. Sie schreiben, Millionen Deutsche hätten die unzweideutigen Worte des Kanzlers mit Herzklopfen vernommen. Sie hätten schreiben können, daß es Wut und Empörung war, mit der das ganze Volk diesen Mann hörte, der von dem einmal eingenommenen Platz nicht weichen will, obwohl es die überwiegende Mehrheit fordert.

In einem offenen Brief hat Adolf Hitler für das ganze

deutsche Volk die Antwort gegeben. In dieser Antwort ist jeder Satz eine vernichtende Anklage gegen die Regierung, die es wagt, dem Nationalsozialismus ein „Programm der Illusionen" vorzuwerfen, das im Gegensatz zur praktisch möglichen Politik stehen soll.

Adolf Hitler beweist in seiner klaren und unwiderlegbaren, prägnanten Darstellung, daß die praktische Politik der Regierung sich als eine große Illusion erwiesen hat.

Die Ereignisse geben Adolf Hitler binnen weniger Monate recht.

Die Stellung des Kanzlers wird von Tag zu Tag unhaltbarer.

Der Reichspräsident hat die parlamentarische Aktion Herrn Brünings, die eine Verlängerung der Amtszeit Hindenburgs herbeiführen soll, abgelehnt. Die Preußenwahl hat den Nationalsozialisten einen gewaltigen Sieg gebracht. Sie sind die bei weitem stärkste Partei im Landtage.

Wenige Wochen später erringt die NSDAP. in Oldenburg die absolute Mehrheit. An demselben Tage wird die Anklage gegen die SA. und SS. vom Oberreichsanwalt als vollkommen unhaltbar zurückgewiesen. Die rechtlichen Grundlagen für das SA.-Verbot sind zusammengebrochen. Es muß aufgehoben werden. Herr Brüning ist politisch isoliert. Er muß gehen. Er übermittelt am 30. Mai 1932 dem Reichspräsidenten sein Rücktrittsgesuch.

Die SA., die Herr Brüning mit einem Federstrich verbieten zu können glaubte, hat ihm zuletzt das Genick gebrochen.

Um die Entscheidung

Kurt Hecker ist wieder frei.

Man hatte ihn vor einem halben Jahr als einen Staatsfeind verurteilt.

Damals war er in den Augen des Gerichts ein Rädelsführer, ein Aufwiegler, ein Verbrecher gegen Ruhe und Ordnung. Schneidige Staatsanwälte und Richter hatten von nationalsozialistischem Rowdytum und vom Terror der Straße gesprochen. Sie hatten die Gelegenheit benutzt, ihre Regierungstreue unter Beweis zu stellen.

Stolz und selbstbewußt waren die Polizisten als Zeugen aufmarschiert. Fest und bestimmt machten sie ihre Aussagen und bekundeten mit der Miene von Biedermännern, daß sie in ihrem aufopferungsvollen Dienst Gegenstand der Angriffe von unverantwortlichen Elementen und Staatsfeinden geworden seien. Sie erkannten in dem Angeklagten ohne jeden Zweifel einen dieser Aufrührer und Hetzer. Er mußte einer der schlimmsten sein, denn er hatte sich seiner notwendigen Verhaftung mit allen Mitteln widersetzt. Dieser Kurt Hecker war ein ganz gefährlicher Bursche!

Dies alles und noch vieles andere wußten die Polizisten vor dem sichtlich über diesen nationalsozialistischen Terror empörten Gericht zu bezeugen. Sie hoben die Hand und schwuren.

Es war kein Zweifel, daß das Gericht nur durch schärfste Strafen abschreckend wirken konnte. Damals hatte Kurt Hecker gegen das Urteil Berufung eingelegt.

Inzwischen haben sich die Zeiten gewaltig geändert.

Hitler scheint vor den Toren der Macht zu stehen. Die Hetzer und Aufwiegler von damals können morgen Minister und Staatskommissare sein! Da ist es nicht mehr angebracht, seine Gesinnung durch Angriffe gegen den Nationalsozialismus festzulegen.

In der Berufungsverhandlung sind die Aussagen der Polizei nicht mehr so bestimmt. Die Beamten bekunden, in jener Zeit durch andauernde Bereitschaft und ununterbrochenen Einsatz nervös und überanstrengt gewesen zu sein. Sie können sich auf den Tatbestand sehr schlecht besinnen.

Das Gericht ist bestrebt, eine strenge Objektivität zur Schau zu tragen. Der Herr Staatsanwalt möchte es mit niemandem verderben. Er spricht nicht mehr vom Terror der Straße und von staatsfeindlichen Elementen, die die ganze Schärfe des Gesetzes treffen müsse.

Kurt Hecker steht vor diesem Gericht.

Er denkt an die Verhandlung vor einem halben Jahr und fühlt einen würgenden Haß in sich gegen diese Bürger hochsteigen, die da „im Namen des Volkes" „Recht" über ihn sprechen wollen.

Er möchte aufschreien: „Ihr habt mir ein Jahr meines Lebens gestohlen, und jetzt habt ihr Angst!"

Aber Kurt Hecker sagt kein Wort.

Er läßt schweigend das Schlußwort des Vorsitzenden über sich ergehen, der ihn in väterlichen Worten ermahnt, sich in Zukunft nach Möglichkeit von politischen Tumulten fernzuhalten.

Dann kann Kurt Hecker seiner Wege gehen. Er ist frei!

Was ist das nun: Freiheit?

Kurt Hecker läuft durch die langen Korridore von Moabit, in denen trübe Lampen brennen. Die Gänge erscheinen ihm endlos, sie ziehen sich um Bogen und Ecken, sie münden auf finstere Treppen, hierhin und dorthin, hinauf und hinunter. Und Kurt Hecker springt über die steinernen Stufen, und plötzlich ist eine Tür vor ihm. Sie ist offen, und Menschen hasten hindurch. Und diese offene Tür ist für ihn auf einmal die Freiheit: eine einfache, offene Tür, durch die man hindurchgeht, an der einen niemand anhält. Sie ist ihm die Pforte zum Leben, das da draußen flutet, und er erkennt heiß und würgend, daß ohne Freiheit kein Leben ist.

Da ist nun die Straße, über die er schreitet, da sind die Menschen, die Häuser, die um ihn sind, und alles ist so, als wäre nichts gewesen.

Und da ist ihm dieses ganze bittere Jahr in der Einsamkeit der Zelle plötzlich wie ein winziges Schicksal, verloren und unbeachtet vor einer riesigen Erbarmungslosigkeit. Aber dann fühlt er, daß dieses eine Jahr in ihm nie mehr auszulöschen sein wird. Nein, nichts kann umsonst und zwecklos gewesen sein, und wie eine große Helligkeit steigt in ihm die Gewißheit auf, daß die winzigen Schicksale alle, die sich in dieser Stadt an ihm und an seinen Kameraden erfüllten und noch erfüllen werden, zu einem Opfer zusammenfließen, aus dem der Traum ihrer gequälten Herzen um so sicherer eine ungeheure und gewaltige Wirklichkeit wird.

An diesem Abend mag Kurt Hecker die Stadt nicht sehen, und tausend gutgemeinte und neugierige Fragen der Kameraden und Bekannten wären ihm eine Marter.

Vom nächsten Bahnhof aus gibt er Fritz Helbig Bescheid, wo er zu finden ist. Dann trägt ihn der Zug in den hellen märkischen Frühling, und die Mauern der Stadt, über denen der Qualm wie ein trüber Dunst hängt, versinken hinter ihm.

Kühl und frisch ist der Tag, an dem die Freunde durch das herbe, märkische Land schreiten. Weiße Schneemulden leuchten aus den braunen Äckern, und die kleinen Knospen der nackten Bäume sind fest geschlossen. Nur über dem Birkenwäldchen liegt ein zarter grünlicher Hauch, als wollten die hängenden Kätzchen sich vorsichtig dem Frühlingstage öffnen und den Weidenbüschen folgen, die als gelbleuchtende Flammen, von Bienen umsummt, auf den Wiesen lodern.

Mit weit geöffneten Augen trinkt Kurt Hecker den Tag in sich hinein.

Ein paar Worte tropfen in das Schweigen, das zwischen den dreien steht. Er fühlt sie, ohne ihren Sinn zu verstehen, und sie reißen ihn aus einem fernen Land. Herbert Strowig muß seine Frage noch einmal wiederholen: „Wo mag jetzt Hans sein?"

Und da sind sie bei dem Freund, bei seinem Schicksal, bei

dem ganzen Geschehen, und da ist der Kampf vor ihnen, und sie sind aus der kurzen Vergessenheit eines hellen und sonnigen Friedens zu ihm zurückgekehrt. Hin und her gehen die Reden, und Kurt Hecker fühlt, daß in den Freunden eine Unruhe und Ungeduld ist, die ihm seltsam scheint:

„Ihr sprecht von Zweifeln und von endlosem Warten und habt doch nicht danach gefragt, als ihr mit ein paar hundert Mann einen fast hoffnungslosen Kampf begannt? Was ist das für ein Widerspruch, daß ihr damals in der Aussichtslosigkeit voller Glauben wart und heute nach nie geahnten Erfolgen zweifeln wollt?"

Die beiden erkennen die Wahrheit in diesem Vorwurf und fühlen sich doch schuldlos. Fritz Helbig sucht den Zwiespalt zu ergründen:

„Du hast in diesem Jahr im Gefängnis Geduld gelernt, uns hat diese Zeit ungeduldig gemacht, weil wir in ihr zu oft dicht vor der Entscheidung zu stehen glaubten, die immer wieder in die Ferne entschwand."

„Aber das ist nicht alles", fügt Herbert Strowig hinzu. „Wir sehen, daß sich jetzt Menschen in die Partei drängen, die in ihrem Sieg Beute, Geschäft und Karriere wittern. Diese Konjunkturpolitiker beginnen sich vorzuschieben. Sie werden uns mit ihrem realen Denken überlegen sein, weil wir ideal denken und nichts für uns wollen. Sie aber wollen alles für sich!"

Ein Schatten liegt auf der Landschaft. Eine kleine weiße Wolke steht vor der Sonne, aber sie verdunkelt den strahlenden Tag, und Kälte weht über die Felder.

„Das ist vielleicht der tiefste Grund unseres Zweifels", und in plötzlich aufquellendem Haß beendet Fritz Helbig das Gespräch:

„Ich wünschte, der Endkampf würde hart und bitter, er müßte fast aussichtslos sein! Dann könnten wir erleben, wie sie

abspringen, wie sie davonlaufen und sich verkriechen, wie sie sich in all den vergangenen Jahren verkrochen haben. Was macht es, wenn wir in diesem Kampf fallen! Haben wir nicht bisher immer an diesen Ausgang geglaubt? Wenn dann die Bewegung siegt, ist sie im Feuer schlackenlos zu Stahl gehärtet."

Es scheint, als wolle sich das Schicksal blutig erfüllen.

Wieder einmal ist die SA. zu einem Wahlkampf angetreten. Es ist die vierte große Schlacht, die sie in diesem Jahre schlägt, aber das Beispiel des unermüdlichen Führers leuchtet vor der Gefolgschaft und läßt sie Müdigkeit und Ermattung überwinden.

Hart und verbissen ringt die SA. um die letzten roten Hochburgen.

Immer noch sind die Großstädte die Machtzentren des Marxismus, gibt es Straßen in dieser Stadt, in die noch nie ein Wort vom Nationalsozialismus getragen werden konnte. Hier spannen die Kommunisten ihre blutigen Fahnen, rot neben rot, ihre Parolen schreien von den riesigen Transparenten. Auf den engen Höfen schallen die Sprechchöre der roten Front empor, in die dunklen Häuser haben bisher nur ihre Flugblätter den Weg gefunden.

Die Straßen sind eng und schmal, und mehr als einmal wuchsen in ihnen Barrikaden aus dem Boden. Hier ziehen sich die Kampfstaffeln des ganzen Viertels zusammen, und wenn Gefahr droht, sind verschlungene Hinterhöfe und Keller Schutz und Rettung.

In einer solchen Straße ist eine Propagandaaktion für die SA. ein gefährliches Unternehmen, bei dem alle Möglichkeiten in Betracht gezogen werden müssen.

Kurt Hecker hat den Auftrag, mit seinen vier Stürmen eine solche Straße mit nationalsozialistischer Propaganda zu belegen.

Kalt und fröstelnd liegt der Morgen über der Stadt. In der ersten Helligkeit verlöschen die Laternen. Durch die Einsamkeit der Straßen hallt der Schritt einer Nachtstreife.

Hin und wieder schlüpft ein Zeitungsausträger in die dunklen Haustüren und hastet die Treppen hinauf. Schwer und müde hängen die roten Fahnen von den Wänden, weiß leuchten Inschriften im Morgengrauen.

Durch die schlafende Stadt zieht schweigend ein Trupp SA. An der Ecke der Straße verschwindet er im Schatten eines Hausflurs.

Von allen Seiten rücken kleine Abteilungen der SA. heran. Alle kennen sie ihren Weg und Sammelplatz. Lautlos und gespenstisch ist dieser Anmarsch.

Leer und still liegt die rote Straße.

Dann tönt ein Pfiff.

Bewegung kommt in die Abteilungen. Sie lösen sich auf, besetzen die Ecken, Streifen ziehen auf dem Damm, die übrigen verteilen sich auf die Häuser.

Wieder ein Pfiff.

Zwei Mann stehen vor jedem Haus, zwei Mann tragen die Flugblätter die engen Treppen hinauf und stecken sie sorgsam in die Kästen.

Da ist die Straße erwacht.

Hier und da ein Fluch, dort fährt ein Kopf aus dem Fenster, um schnell wieder zurückgezogen zu werden. Finstere Gestalten, die Hände in den Taschen vergraben, schieben sich aus den Kellern und Hausfluren. Mit ohnmächtiger Wut erkennen sie, daß sie überrascht sind. Sie wagen keinen Überfall.

Schnell sind sie von der Straße verschwunden, um aus der Sicherheit ihrer Wohnungen ihren Haß über die SA. auszuschütten. Pfeifen und Johlen gellt aus den Fenstern, dazwischen Schimpfworte, unsagbar gemein. Plötzlich steht Kurt Hecker mitten auf dem Damm, sie sehen ihn alle und hören ein scharfes

Kommando. Und dann klingt seine Stimme hart und schneidend durch das Toben: „Straße frei, Fenster zu!" Seine Haltung ist drohend und unmißverständlich. Auf einen Schlag knallen die Scheiben zu.

Der Lärm ist verstummt.

Ohne einen einzigen Schlag hat an diesem Tage die SA. in jede Wohnung ihre Flugblätter und Zeitungen getragen. Die Kommunisten haben in dieser Straße einen nie wieder gutzumachenden Prestigeverlust erlitten.

So ist das überall in der Stadt. Mit Besorgnis und Haß fühlt der Marxismus, daß die Arbeiterschaft ihm immermehr entgleitet. Wenn die Kommunisten das Proletariat zu einem bewaffneten Aufstand aufpeitschen wollen, dürfen sie nicht zaudern. Die Zeit arbeitet gegen sie, und ihre Macht entschwindet ihnen von Tag zu Tag. Der Mord ist ihre Brandfackel, mit der sie das Land entflammen wollen. Die Überfälle werden zu Häuserkämpfen und Straßenschlachten.

In allen Teilen Deutschlands flammt der rote Terror ungeheuer auf, das Land beginnt zu brennen. Woche für Woche steht die SA. an den Gräbern ihrer Kameraden und denkt an Rache und Vergeltung.

Sie weiß nicht, warum sie das noch länger dulden soll. Worauf muß sie noch warten? Sie ist bereit, Ungeheuerliches zu wagen, aber sie will endlich Taten!

Eine Schreckensnachricht rast durch das Land.

„Vierzehn Tote in Altona!" Das ist ein letzter Warnungsschrei aus dem Norden des Reiches. Die Geduld der SA. ist erschöpft. Adolf Hitler fordert für sie das Recht der Notwehr.

Steht Deutschland am Vorabend einer blutigen Revolution?

Die Regierung rafft sich zum erstenmal zu einer Tat auf. Die Reichswehr ist ihre Hoffnung und Rettung.

Zehn Tage vor der Wahl wird über Preußen vom Reichspräsidenten der militärische Ausnahmezustand verhängt. Die voll-

ziehende Gewalt ist damit auf den General des Wehrkreises III übergegangen.

Die rote Preußenregierung macht keinen Versuch eines Widerstandes. Sie glaubt die Zeit dazu jetzt noch nicht gekommen.

Zwei Reichswehrsoldaten genügen, den Innenminister, der eben erklärt hatte, nur der Gewalt weichen zu wollen, zur Preisgabe seiner ganzen Macht zu veranlassen. Diese roten Diktatoren Preußens erscheinen erbärmlich feige, als sie kampflos das Feld räumen.

Geben sie jetzt schon das Spiel verloren, oder glauben sie noch eine Chance zu haben?

Sie haben eine große Hoffnung, sie kann die Rettung des Marxismus in Deutschland bedeuten: Noch ist die Macht nicht an den Nationalsozialismus gefallen!

Der große Marsch

Zwölfundeinehalbe Million Deutsche bekennen sich am 31. Juli zum Nationalsozialismus.

Zum erstenmal in der Geschichte des deutschen Parlamentarismus hat eine Partei eine solche Stimmenzahl auf sich vereint.

Zum erstenmal ist in der Reichshauptstadt der Marxismus geschlagen. Die NSDAP. hat sich auch hier, wie überall, zur stärksten Partei durchgerungen.

Achtundzwanzig Nationalsozialisten haben allein im letzten Monat des Kampfes ihr Leben für den Sieg geopfert, von dem sie alle die Entscheidung erwarteten. Nun ist der Sieg errungen, größer und gewaltiger, als sie hoffen konnten. Bringt er diese Entscheidung? Wann fällt sie?

In den Sturmlokalen sitzt die SA. und wartet.

Seit einem halben Jahr wartet die SA.

Seit einem halben Jahr ist die Alarmbereitschaft ein täg-

licher Dienst, über den sie sich nicht mehr wundert. Aber diese Alarmbereitschaften zermürben die festesten Nerven.

Seit einem halben Jahr sind die Affen gepackt und griffbereit, sind die eisernen Rationen ausgegeben, ist der Alarmdienst bis in das kleinste organisiert.

Wann geht es los?

Die SA. macht sich keine Kopfschmerzen über politische Verhandlungen, legale oder illegale Wege.

Wenn man sie ruft, wird sie marschieren.

Man soll sie bald rufen!

Jahrelang hat die SA. Verfolgung und Not geduldig ertragen. Der Nationalsozialismus war eine kleine und verachtete Bewegung. Ihre Männer haben fest an den Sieg geglaubt. Sie haben sich zugetraut: Wir schaffen es!

Sie haben Unmögliches möglich gemacht. In festem Glauben an den Führer haben sie hartnäckig und verbissen die Bewegung in sechs Jahren zur stärksten Partei im Lande emporgerungen. Sie haben sie bis dicht an die Macht getragen, ein Schritt nur trennt sie noch vom Ziel. Aber dieser eine Schritt erscheint vielen in einer plötzlichen Ungeduld unüberwindbar, und sie erschrecken über sich selbst, weil sie diese Ungeduld als Schwachheit und Verzweiflung auslegen.

Es geht ihnen wie Männern, die eine schwere Last geduldig einen weiten Weg getragen haben. Je mehr sie sich aber dem Ziele nähern, um so drückender empfinden sie ihre Qual, und zum Schluß glauben sie, nicht einen Fußbreit weiter ertragen zu können, als sie in abgezählten Schritten vor sich sehen.

So ist das mit ihnen!

Und wieder ist Alarmbereitschaft für die SA. befohlen. Jeder Mann ist zu erreichen.

Tag und Nacht sitzen die Wachen in den Sturmlokalen an den Telephonen.

Wann kommt der Anruf?

Warten, warten!

Im Geschäftszimmer des Sturmes klingen die Stimmen der Freunde erregt gegeneinander:

„Ich habe jetzt diese ewigen Alarme satt", ruft Herbert Strowig.

Kurt Hecker beruhigt den Kameraden in seiner bestimmten Sachlichkeit: „Du kannst dich darauf verlassen, diesmal wird es ernst. Die Verhandlungen scheinen zum Erfolg zu führen. In einer der nächsten Nächte rücken wir ab."

„Auch ich habe das Gefühl, daß wir diesmal wirklich marschieren werden", fügt Fritz Helbig hinzu. „Es muß losgeschlagen werden, wenn wir nicht alle verzweifeln sollen!"

In den nächsten Tagen erhält die SA. den Befehl, sämtliche Waffen, in Kisten und Koffer gepackt, bei genau angegebenen Männern abzugeben.

Fritz Helbig ist einer von den Männern.

In seiner Wohnung türmen sich die Koffer übereinander.

Fritz Helbig ist seit drei Jahren Student auf der Hochschule. Er wird in zwei Wochen im Examen stehen.

Fritz Helbig glaubt nicht an Examen. Er wird in zwei Wochen in irgendeinem Feldlager vor Berlin liegen. Es kann sich in zwei Wochen auch manches Schicksal erfüllen!

Fritz Helbig denkt an seine Kommilitonen, die bis in die Nächte sitzen und sich für das Examen vorbereiten. Er kann sich nicht einmal am Tage vorbereiten. Er steht jetzt an der Tür und erwartet die Kameraden, die nacheinander mit ihrer Last die Treppe hinaufkeuchen.

Verdammt noch einmal, was ist wichtiger?

Kurt Hecker hat Arbeit gefunden.

Er wird heute diese Arbeit aufgeben. Er hat soeben einen Befehl erhalten, am nächsten Tage zu einer bestimmten Stunde einen Waffentransport an eine genau bezeichnete Stelle zu begleiten.

Er wird den Waffentransport unter allen Umständen an diese Stelle bringen, denn es steht in seinem Befehl, daß bei irgendwelchen Behinderungen des Transportes von der Waffe Gebrauch zu machen ist. Es wird an diesem Tage keinem Polizisten oder Landjäger zu raten sein, einen schweren Wagen, der aus der Stadt in die Mark braust, zu einer Kontrolle anzuhalten. Denn in diesem Wagen sitzt Kurt Hecker mit zwei Kameraden, und jeder von ihnen hat eine große Mauserpistole in der Tasche, mit einer Kugel im Lauf und einem sehr langen Magazin.

Es gibt viele SA.-Männer, die in den Tagen „ihre Arbeit hinschmeißen", wie sie sagen. Sie setzen alles auf eine Karte.

Aber es gibt auch vorsichtige unter ihnen.

Herbert Strowig erscheint in seinem Geschäft hustend und fiebernd als ein schwerkranker Mensch. Man schickt ihn nach Hause, und jeder glaubt ihm, daß er die nächsten acht Tage unter Schwitzkuren mit Fliedertee im Bett zubringen wird.

Aber Herbert Strowig sitzt sehr gesund in seinem Sturmlokal und wartet auf den Anruf.

Es gibt in dieser Stunde keinen Sturmführer, der nicht in jeder Minute den entscheidenden Befehl beim Schrillen des Telephons zu hören glaubt. Dieser entscheidende Befehl wird in ein paar harmlosen Worten enthalten sein.

Ein Tag vergeht in unerträglicher Spannung.

Kurt Hecker hat seinen erhaltenen Befehl ausgeführt. Ohne Zwischenfall hat er die Kisten und Koffer in einem kleinen märkischen Bauernhof abgeliefert. Neben der Scheune ist eine Grube ausgehoben. Es ist ein tiefes, viereckiges Loch in dem feuchten Lehm.

Aber nach ein paar Stunden ist die Grube ausgefüllt, und der Platz neben der Scheune mit festgetretenem Lehm, auf dem Stroh herumliegt, ist wie tausend solcher Plätze auf kleinen Bauernhöfen. Niemand findet etwas Besonderes an ihnen.

Aber die Wagen rasen leer nach der Stadt zurück.

Fritz Helbig erwartet den Freund.

„Na, alles geklappt?"

„Geht in Ordnung!" ist die kurze Antwort.

„Morgen wird ein verdammt wichtiger Tag sein, glaube ich. Es sollen an allen Polizeikasernen Hakenkreuzfahnen hochgehen!"

„Erst sehen, dann glauben!"

Kurt Hecker ist kritisch gestimmt. Er hat manches gesehen und gehört, was ihn nachdenklich macht.

Wird die SA. in der Lage sein, auch einen ernsthafteren Widerstand zu brechen?

Auch Fritz Helbig hat viele Zweifel.

„Werden wir unangefochten aus der Stadt kommen? Es hat jetzt niemand von uns eine Waffe bei sich. Wenn die Kommune unverhofft losschlägt, sind wir verloren!"

Aber dann hat ihre Jugend die quälenden Fragen beiseite geschoben, und auf einmal brennt die Lust an einem ungewissen Schicksal in ihnen, dem sie entgegengehen wollen, ohne sich um das Ende zu kümmern. Sie sehen die Kolonnen der SA. draußen auf den Landstraßen marschieren. Morgennebel liegt auf den Äckern und Wäldern. Und durch den Nebel ziehen die Kolonnen und haben alle ein Ziel: die Stadt!

Und sie steigt vor ihnen auf, dunkel und gefährlich. Aber um sie ist ein eiserner Ring geschlossen, der sich immer enger und fester zusammenzieht. Auf einmal ist dann die Stunde gekommen, in der sie ihren Angriff in einem einzigen Sturmlauf hineintragen werden, um in einer heiß ersehnten Abrechnung alle Feinde zu zerschmettern!

Aber das ist ein wilder Traum, und die Wirklichkeit vergeht in Unruhe und Warten. Der nächste Morgen dämmert herauf. Wird er die Entscheidung bringen? Es ist der Verfassungstag der Weimarer Republik!

Es wehen an diesem Tage keine Hakenkreuzfahnen auf den Polizeikasernen. Die schwarzrotgoldenen Fahnen flattern von den amtlichen Gebäuden wie in all den Jahren vorher.

Viele nehmen es als ein böses Vorzeichen, und wenn sie ein Wunder erwartet hatten, sind sie enttäuscht. Langsam und quälend schleichen sich die Stunden dahin.

Die SA. wartet.

Nichts geschieht.

Herbert Strowig hat zwei Nächte nicht geschlafen.

Er hadert.

„Du kannst doch nicht glauben, daß wir am Verfassungstag losschlagen", beruhigt ihn Kurt Hecker. „Das wäre ja Wahnsinn gewesen, denn an einem solchen Tage wartet ja jeder darauf. Jetzt wird sich wieder alles beruhigen, und dann ist unsere Stunde ganz plötzlich gekommen."

Wieder vergeht ein Tag. Morgen wird Sonnabend sein. An einem Sonnabend pflegt die SA. immer ihre Märsche und Lastautofahrten zu beginnen. Kein Mensch kann etwas Auffälliges darin sehen.

Der Sonnabend verrinnt, Stunde um Stunde.

Hier und dort treten Stürme zu Lastautofahrten und Ausmärschen an.

Sie stehen vor ihren Sturmlokalen.

In den späten Abendstunden kommt ein Telephonanruf.

Die Wachen spritzen an die Apparate.

„Die Sturmführer!"

Sie nehmen den Hörer.

„Befehl wiederholen!"

Sie sprechen in den Apparat. Man kann die Worte nicht genau verstehen.

Dann wenden sie sich um.

„Alles herhören!"

Die Männer drängen sich in weitem Kreis um ihren Sturmführer. Es ist ganz still in dem Raum.

„Die Alarmbereitschaft ist mit sofortiger Wirkung aufgehoben!"

Verschiedene Stürme fahren an diesem Abend noch in die Mark. Sie lassen die feldmarschmäßig gepackten Affen zu Hause.

Die anderen Sturmführer lassen ihre Männer wegtreten.

In den nächsten Tagen sind auf kleinen Gutshöfen Männer dabei, schwere Kisten aus der Erde zu graben. Es ist mit Schwierigkeiten verknüpft, jedem Mann sein Eigentum aus diesen Koffern wieder auszuhändigen.

Aber die Männer warten darauf.

Denn sie sind wehrlos, und der Terror der Kommune geht blutig durch die Straßen.

Es ist alles wie vorher.

Nein, es ist anders, es ist grau und trübe geworden. Denn in tausend Männern ist eine Hoffnung zerbrochen. In diesen Tagen hat sich entschieden, daß man es für gut hält, auf dem Rücken des Volkes ein Kabinett von Generalen und Baronen zusammenzustellen, das als eine Gesellschaft politischer Erbschleicher die Früchte eines jahrzehntelangen nationalsozialistischen Kampfes zu ernten hofft.

Es sind dies die Leute, die es immer gerne gesehen haben, wenn sich andere für ihre Sache die Knochen zerschlagen ließen.

Sie wollen jetzt aus einer jahrelangen vornehmen Zurückhaltung treten, um die ihnen von Geburt und Gottes Gnaden zustehende Führerrolle anzutreten.

Sie trauen sich zu, auf Bajonetten sitzend zu regieren.

Sie hätten sich keinen Augenblick bedacht, die Reichswehr auf die SA. schießen zu lassen.

Es ist alles in der Geschichte schon einmal dagewesen!

Schicksal SA.

Was ist mit der SA.?

Ihre Männer brauchen nun nicht mehr zu warten! Aber dieses Warten enthielt eine große Hoffnung, die jetzt ausgelöscht ist. Die Enttäuschung hat in ihren Seelen eine Leere hinterlassen. Sie fühlen sich doppelt um den Sieg betrogen, und eine riesige Erbitterung ist alles, was ihnen geblieben zu sein scheint.

Sie sitzen in den Sturmlokalen und starren auf ihre Gläser, sie schlagen dann und wann mit der Faust auf den Holztisch, daß das Bier in trüben Lachen über die Platte läuft. Oder es stößt einer einen Fluch durch die Zähne.

Sie werfen die Karten in die Ecke und stoßen die Zeitung beiseite.

„Weiterkämpfen? Legal, wählen, reden ... ?"

Es sind manche unter den Männern, die jetzt ihre Arbeit verloren haben.

Eben setzt sich ein Kamerad an das Klavier und schlägt schüchtern die ersten Töne eines Kampfliedes an.

Sie stimmen nicht mit ein.

„Hör auf, Mensch! Wir wollen nichts davon hören!"

„Seid ihr verrückt, laßt doch den Jungen spielen!"

Kurt Hecker ist unbemerkt in die Kneipe getreten und steht zwischen ihnen.

„Ist wenigstens einer, der noch ein Herz hat!"

„Mensch, Kurt, was soll nun werden?" Sie umringen ihren Sturmführer und wollen von ihm Antwort auf ihre quälenden Fragen.

„Was werden soll? Neuwahlen in zwei Monaten!"

„Nochmals einen Wahlkampf?"

„Ist ja doch zwecklos!"

„Freiwillig geben sie Hitler nie die Macht!"

„Wir werden schön Stimmen verlieren!" So stürmen sie auf Kurt Hecker ein, und seine Worte sind keinem eine freudige Aussicht.

Sie haben alle verdammt wenig Lust zu einem Wahlkampf, nachdem sie an ganz andere Dinge gedacht hatten.

Kurt Hecker kennt seine Kameraden.

„Jungens, dieser Wahlkampf geht gegen die Reaktion und wird eine einzige Abrechnung sein! Und wenn ihr dabei euren Führer im Stich lassen wollt, dann seid ihr keine SA.-Männer, sondern eine treulose Bande!"

Verflucht, den Führer im Stich lassen oder treulos sein, wo steht das geschrieben! Das will sich keiner von seinem Sturmführer sagen lassen. Sie sehen sich an, und ihre Reden fliegen hin und her.

Aber als Kurt Hecker in das Geschäftszimmer treten will, hat sich einer an das Klavier gesetzt und hämmert auf die Tasten. Und als die ersten Takte in den Raum springen, fallen sie alle ein:

„Nieder mit den Hunden von der Reaktion!"

Da bleibt der Sturmführer stehen und singt mit. Es ist ein wildes, zackiges Lied, voll Erbitterung und Hohn, und scharf abgehackt gellt der Refrain auf:

„Blut muß fließen, Knüppel ins Genick!
Es lebe hoch die Freiheit, die Hitler-Republik!"

In dem kleinen Geschäftszimmer ist es seltsam still, und das Singen ist nur als ein unklares und fernes Brausen zu vernehmen.

Herbert Strowig und Fritz Helbig warten auf den Kameraden.

Als Kurt Hecker eintritt, sieht er die beiden am Fenster stehen. Sie starren schweigend auf die dunkle Straße.

„Was ist denn mit euch? Zank gehabt?"

Fritz Helbig dreht sich um.

„Herbert will aus der SA. gehen!"

Er spricht es langsam und schwer, und jedes Wort steht wie ein Schlag in dem Raum. Es schwingt hin und her, als könne es zwischen den Wänden nicht zur Ruhe kommen.

Sie lauschen auf die Worte, die schon längst verklungen sind und erkennen in ihnen einen schicksalhaften Entschluß, der nicht aus einer augenblicklichen Hoffnungslosigkeit und Verzweiflung geboren ist. Denn ein Mann wie Herbert Strowig geht nicht in einer schnellen Enttäuschung aus den Reihen, in denen er fünf Jahre seines Lebens einer Kameradschaft geopfert hat. Da ist es zwecklos, überreden zu wollen, und Worte würden sinnlose Phrasen!

Aber an diese fünf Jahre Kampf muß Kurt Hecker den Freund erinnern. Wie will er davor bestehen?

„Ihr könnt mich nicht verstehen", beginnt Herbert Strowig sehr ruhig.

„Ihr glaubt vielleicht, daß ich wegen dieser abgeblasenen Aktion die Hoffnung verloren habe. Das ist nicht wahr, denn ich glaube auch heute noch, daß Hitler sein Ziel erreichen wird. Dafür bin ich Nationalsozialist.

Aber an einem zweifle ich; daß nämlich die SA. noch dazu nötig ist!"

„Wie kannst du dir den Nationalsozialismus ohne die SA. denken?" ruft Fritz Helbig erregt. „Es gibt das eine ohne das andere nicht!"

„Ich sage auch nicht, daß es die SA. nicht geben wird", antwortet Herbert Strowig, „ich sage nur, daß sie ihre eigentliche Aufgabe bereits erfüllt hat. Hitler erreicht sein Ziel auf dem legalen Wege, früher oder später. Mit der Waffe aber wird die SA. die Macht nicht erkämpfen, das habe ich jetzt aus den vergangenen Wochen gelernt.

Und diese Erkenntnis war der letzte Grund zu meinem Ent-

schluß. Ich glaube nun nicht mehr, daß wir in der SA. noch notwendig sind."

„Wenn du nicht mehr an diese Notwendigkeit glaubst, dann denke an die Tradition. Die fünf Jahre, die hinter uns liegen, verpflichten!" wirft Fritz Helbig ein.

„Kein anderer Grund als die Notwendigkeit kann uns zwingen, unsere Kraft der SA. zu opfern.

In dem Augenblick, in dem wir entbehrlich sind, haben wir die Pflicht, einmal an uns zu denken.

Sind wir in den fünf Jahren dazu gekommen?

Was haben diese Jahre aus uns gemacht!

Nehmen wir unser Schicksal als Beispiel!

Du, Kurt, hast dein Studium aufgegeben, ein Jahr im Gefängnis gesessen und nun deine Arbeit verloren. Hans Suren muß sein ganzes Leben an seiner Verwundung tragen, dazu wird er jetzt von der Polizei durch das Land gehetzt.

Wir sind alle in unserem Beruf gleichgültig geworden, haben unsere Gesundheit zermürbt und sind im wirtschaftlichen Existenzkampf kaum noch zu gebrauchen. Während andere in Fortbildungsschulen und Abendkursen saßen, haben wir uns auf den Straßen mit den Kommunisten geschlagen. Einen Feierabend haben wir nicht gekannt; in den Stunden, in denen der Körper sich nach dem Tagewerk erholen sollte, haben wir für die SA. die tägliche Organisationsarbeit geleistet. Statt in den Nächten zu schlafen, haben wir unsere Sturmlokale verteidigt und bewacht! Ja soll denn das immer so weiter gehen, glaubt ihr denn, daß man das ewig aushalten kann?

Einmal muß sich doch dieser Kräfteverschleiß rächen, dann sind wir einfach verbraucht und im Leben zu nichts mehr nütze.

Was soll dann aus uns werden?"

Herbert Strowig schweigt.

Er hat das gesagt, was er seit Monaten grübelnd in sich trug. Nun ist es heraus.

Es ist sehr still in dem Zimmer.

Fritz Helbig sitzt zusammengesunken am Tisch und stützt den Kopf in beide Hände. Er starrt vor sich hin. Es ist ja alles so wahr, was Herbert da gesagt hat! Sie sind alle so müde, sind zerschlagen und verbraucht. Es stimmt schon.

Und er denkt an seine Kommilitonen auf der Hochschule. Die denken in ihren Verbindungen und Korporationen an ihre eigene Zukunft. Er sieht seine Kameraden von der SA. daneben, die nie an ihre Zukunft, sondern nur an die Zukunft Deutschlands gedacht haben, auch wenn sie nicht soviel davon sprechen wie die anderen. Sie haben dafür gehandelt! Und Fritz Helbig erkennt in einer plötzlichen Klarheit, daß er nie zu den anderen hinüber kann.

Denn das sind zwei Welten, die sich unendlich fern sind. Da kann man nicht hinüberwechseln wie von einer Partei zur anderen. Man muß wissen, wohin man gehört: Dort die Satten, die vom Leben fordern und nehmen, hier die Hungrigen, die opfern und kämpfen.

Haben sie das nicht gewußt, als sie sich entschieden haben? Zweimal entscheiden kann man sich nicht, wenn man sich selbst treubleiben will!

Als er aufblickt, sieht er, daß auch Kurt Hecker seinen Weg gefunden hat.

Rauh und brüchig ist die Stimme des Freundes, der leise beginnt:

„Ich glaube, Herbert, du wirst alleine gehen müssen. Es wäre unsinnig, dich zurückhalten zu wollen, denn es ist schon alles so, wie du sagst. Der Kampf verbraucht uns, ich fühle es auch an mir. Er nimmt uns so vollständig in Anspruch, daß in uns für nichts anderes mehr Raum bleibt. Er bedeutet für uns Verzicht auf tausend Dinge, die das Leben heiter und freundlich machen. Wir haben ihm unser Schicksal anvertraut, und es ist

klein und unscheinbar in ihm, er trägt es in eine unsichere Zukunft, und wir haben die Bestimmung darüber aufgegeben.

Und das wird auch noch so bleiben, es weiß niemand, wie lange!

Du willst das nicht mehr ertragen. Es kann dir niemand einen Vorwurf machen, denn du hast deine Pflicht mehr erfüllt als Millionen anderer.

Du kannst und willst nicht mehr kämpfen.

Du wirst vielleicht glücklicher werden, wenn du dein Leben selbst gestalten kannst und dein Schicksal in deine Hände nimmst. Ich glaube, du hast die Kraft dazu und wirst es können, weil du sachlicher und nüchterner denken kannst als wir beide.

Denn du kannst dich aus der Kameradschaft lösen! Ich kann es nicht.

Und selbst wenn ich es könnte, würde ich in der SA. bleiben, weil ich daran glaube, daß ich hier notwendig bin."

„Es kann doch aber heute nicht mehr auf uns einzelne ankommen, wo viele Tausende, die noch frisch und unverbraucht sind, unsere Posten gerne übernehmen werden!"

Herbert Strowig glaubt an seinen Einwand, er ist ihm keine billige Ausrede. Kurt Hecker geht im Zimmer hin und her. Dann bleibt er vor dem Freund stehen:

„Siehst du, Herbert, hier gehen unsere Wege auseinander. Du siehst in der SA. nur eine Organisation, ich sehe in ihr mehr. In der Organisation sind wir durch die vielen, die heute zu uns stoßen, ersetzbar, darin hast du recht.

Und doch glaube ich, daß wir unersetzbar und notwendig sind, solange es SA. gibt und geben wird: Weil wir das Erlebnis des Kampfes in uns tragen!

Denn wenn heute Millionen zu uns kommen würden, sie hätten doch nicht, was wir haben, weil es einmalig gewesen ist. Das kann eben nur in den paar tausend Mann ruhen, die die-

sen Kampf von Anfang an durchgekämpft haben. Sie allein können seinen tiefsten Sinn deuten!

SA.-Mann sein, bedeutet für mich nicht nur die Zugehörigkeit zu dem Verband, der die Hauptlast des Kampfes trägt, es bedeutet für mich darüber hinaus, durch diesen Kampf innerlich und äußerlich zu einem ganz bestimmten Typ geformt zu werden, eben dem Typ des SA.-Mannes! Hunderttausende kommen heute zu uns, ohne zu uns zu gehören. Keiner von ihnen kann das Gesicht dieser — ich möchte sagen ‚neuen Rasse' tragen, weil dieses Gesicht nur durch jahrelanges Erlebnis in der SA. gestaltet werden kann.

Unzählige sind heute bei uns, die nie dieses Gesicht, diesen Geist tragen werden. Wenn die SA. die Aufgabe lösen will, die ihr das Schicksal gestellt hat, wird sie alle die, die nicht dazu gehören, einmal ausscheiden, früher oder später, und es wird gleich sein, in welcher Stellung sie sind.

Wenn ich diesen Glauben nicht hätte, wäre ich schon längst gegangen. Aber weil mir die SA. mehr ist als eine Organisation, in der Menschen Fehler begehen können, weil sie mir eine Idee an sich ist, deshalb bleibe ich und will versuchen, ihr zu dienen, so wie ich sie sehe!"

Kurt Hecker hat vor den Freunden für das Bekenntnis seines Herzens Worte gefunden. Sie sind ihm zugeflossen und haben plötzlich die Verschlossenheit seiner innersten Überzeugung gesprengt, und er fühlt, daß die Liebe zu dieser SA. noch nie in so hellen Flammen in ihm brannte, als gerade jetzt, da sie ihm aus seinen eigenen Worten so ungeheuer klar geworden ist.

Plötzlich aber schämt er sich dieser Offenbarung selbst vor den Freunden, und er empfindet sie als eine Enthüllung seiner Seele.

Er liebt keine großen Worte und Reden, und es ist ihm in seiner Männlichkeit verhaßt, rührselige Empfindungen damit zu erzielen.

Ein derbes Wort soll befreien, aber er findet keins, und sein Versuch wird ein Bekenntnis zur Kameradschaft: „Was sollen denn auch meine Jungs da draußen anfangen, wenn ich aus der SA. gehe!"

Aber dann hat er die Stimmung überwunden, er schlägt Herbert auf die Schulter:

„Nun haben wir hier gegenseitig unsere Bekenntnisse voreinander abgelegt! Es muß doch jeder seiner Stimme folgen.

Wir werden uns darum nicht zanken, denn die Überzeugung ist Sache jedes einzelnen, und wenn man von einer Sache nicht mehr überzeugt ist, soll man gehen! Dann ist man nämlich ein anständigerer Kerl als der, der gegen seine Überzeugung bleibt."

Als sie gemeinsam aus dem Zimmer gehen, fällt sein Blick noch einmal auf das Bild des Führers. Da wird ihm plötzlich deutlich, daß er während des ganzen Gesprächs die Augen in diesem Gesicht auf sich gerichtet fühlte, ohne daß es ihm bewußt war.

In diesem Augenblick sagt Fritz Helbig:

„Bei diesem Hitlerbild hat man immer das Gefühl, als ob die Augen einen überallhin verfolgen. Es ist sonderbar!"

Kurt Hecker schweigt.

Draußen vor dem Sturmlokal trennen sich die Freunde.

Da fragt Fritz Helbig plötzlich:

„Wann willst du denn nun aus der SA. gehen?"

Als Herbert Strowig antwortet, daß er sein Abschiedsgesuch bereits eingereicht habe, sagt Kurt Hecker zu ihm:

„Brauchst es den Jungs noch nicht zu erzählen! Sie sind niedergeschlagen genug, und ein gutes Beispiel würde es nicht sein!"

„Ich werde ja auch noch oft genug zu euch in das Sturmlokal kommen, wenn ich nicht mehr zu der SA. gehöre", sagt Herbert Strowig, als sie sich zum Abschied die Hand geben.

„Wir tun gerade so, als ob es ein Abschied wäre!" Da versichern sie sich alle drei, daß es nicht so wäre, und sie fühlen doch, daß einer von ihnen gegangen ist. Kurt Hecker geht mit Fritz Helbig noch einmal an diesem Abend in das Sturmlokal zurück.

In der kleinen, engen Kneipe sitzen die Männer und singen. Und die beiden setzen sich unter sie und fühlen sich in der Kameradschaft geborgen.

Brennendes Land

Erbitterung wächst im Lande.

Gegensätze prallen aufeinander.

Nationalsozialismus und Marxismus stehen zum Endkampf gegeneinander bereit.

Eine volksfremde Regierung thront darüber, die in dieser schicksalhaften Zeit, die für Deutschland und vielleicht ganz Europa entscheidend sein wird, die Wiederherstellung eines überlebten und an seinen eigenen Fehlern zugrunde gegangenen Systems versucht. Eine Regierung, deren Männer in einem Augenblick, in dem ein Volk vor dem Abgrund heroische Taten zu seiner Rettung erwarten und verlangen muß, nichts Wichtigeres zu tun haben, als Verordnungen über die Größe und Beschaffenheit von Badebekleidung zu erlassen.

Wenn diese Männer mit ihren Verordnungen gedenken, die Moral des Volkes zu heben, so kann dieses Volk mit Recht sagen, daß seine Moral tausendmal besser ist als die einer Gesellschaft von politischen Erbschleichern, die sich noch jedesmal als Heuchler erwiesen haben.

Das sind die Männer, die Moral predigen, um selber unanständig zu handeln, die das Volk in die Kirchen zwingen möchten, ohne selbst einen wirklichen Glauben zu haben, die Vaterland sagen und ihre Interessen meinen.

Das ist Reaktion im wahrsten Sinne des Wortes!

Vierzehn Millionen haben Hitler ihre Stimme gegeben. Sie müssen sich sagen, daß man diesem Mann ihrer Wahl nie die Macht geben wird. Sie sehen, daß man ihren Wunsch, ihre Hoffnung und ihren Willen einfach ignorieren zu können glaubt.

Sie erkennen, daß man gedenkt, mit den Phrasen des Patriotismus und der Geste des Gottesgnadentums, in Wirklichkeit aber mit den Bajonetten der Reichswehr zu regieren.

Das soll sich bald ganz enthüllen!

Ein Gerücht rast durch Deutschland.

Niemand will es glauben.

Ist das Wahrheit?

Es ist unfaßbar!

Gruppen auf den Straßen, Ansammlungen vor den Zeitungsständen, Erregung und Haß auf allen Gesichtern.

Die Blätter schreien es in dicken Lettern:

„Fünf SA.-Männer in Beuthen zum Tode verurteilt!"

Das also sind die Taten der „nationalen" Regierung, das ist der Sinn ihrer Sondergerichte, das ist die Ruhe und Ordnung, die sie in Deutschland einführen will! Sie hat sich mit diesem Dolchstoß in den Rücken des kämpfenden Nationalsozialismus in der ganzen Erbärmlichkeit ihrer bürgerlichen Gesinnung erwiesen!

Riesengroß erhebt sich die Gefahr des Bolschewismus über dem Lande.

Tag für Tag krachen die Schüsse seiner Terrororganisationen, wachsen seine Barrikaden in den Großstädten, flammen Bauerngehöfte auf dem Lande. Ungestört hetzt seine Presse und organisiert er den bewaffneten Aufstand.

Längst schon wären diese Regierungsmänner, diese Gerichte von ihm hinweggefegt, und es wäre bei Gott nicht schade darum gewesen!

Die feinen Leute, die da oben den Nationalsozialismus um den Sieg betrogen, die Richter, die die SA.-Männer verurteil-

ten, die Priester, die in ihren Kirchen gegen Hitler predigten, die Polizisten, die den Gummiknüppel gegen die Freiheitsbewegung schwangen, die Generale, die unter ihren Soldaten die nationalsozialistische Gesinnung verboten, die Bürger, die zu diesem allem ja und amen sagten — sie alle, Generale, Junker, Priester, Richter, Bürger und Polizisten hätte eine einzige Machtstunde des Bolschewismus an die Wand gestellt und mit Maschinengewehren niederkartätscht.

Daß es noch nicht so ist, verdanken sie einzig und allein diesem Nationalsozialismus, dieser SA., die sie alle bekämpfen. Reichswehr und Polizei hätte der Kommunismus in Deutschland längst überrannt, und er zerbricht nur an der Idee, die Hitler ihm entgegenstellte, und deren Träger die SA. ist.

„Fünf Todesurteile gegen SA.-Männer, die einen kommunistischen Mordbanditen niedergeschossen haben!" Im ganzen Lande ballt die SA. die Faust.

Sie möchte es bereuen, für diese Gesellschaft Schutzwall gegen den Bolschewismus gewesen zu sein, wenn es ihr nicht um Deutschland ginge! Und Deutschland wäre darüber verblutet!

Aber die Vollziehung dieser Urteile wird auf jeden Fall verhindert werden.

Tausend Kameraden stehen fordernd vor dem Gefängnis und weichen nicht vor den Gummiknüppelangriffen der Polizei. Zweimal hunderttausend Kameraden stehen im ganzen Lande. Ihre Gesichter sind hart und entschlossen, sie sind zu allem bereit.

Das Urteil wird nicht vollstreckt.

Seine Durchführung hätte Revolution in Deutschland bedeutet.

Die Regierung sitzt auf ihren Bajonetten nicht allzu gut. Auf wen kann sie sich in diesem aufgerührten Lande noch verlassen?

In diesen Tagen marschiert in der Reichshauptstadt der „Stahlhelm" zu einer großen Parade auf.

Die Reaktion ist zu ihrer Abnahme vollzählig versammelt. Sie rechnet es sich zu einer großen Ehre an, den Vertreter des österreichischen Faschismus, den Fürsten Starhemberg, dabei begrüßen zu können. Dieser Mann wird eines Tages auf das Deutschtum mit Kanonen und Maschinengewehren schießen lassen.

Der Stahlhelm marschiert durch Berlin.

Schweigend steht die SA.

Kurt Hecker läßt über seinen Sturmlokalen große Inschriften anbringen:

„Stahlhelmern ist der Zutritt verboten!"

Der Stahlhelm marschiert durch eine unfreundliche Stadt. Nur hier und da in den bürgerlichen Vierteln hängen schwarz-weiß-rote Fahnen.

Die Männer in dem grauen Rock wissen nicht, warum das so ist. Sie verstehen das nicht.

Sie wissen auch nicht, daß sie es der SA. zu verdanken haben, wenn sie überhaupt hier marschieren können!

Die SA. steht allein in ihrem Kampf.

In diesen Monaten fliehen Scharen von Mitläufern aus den Reihen der Partei.

Sie hatten die nationalsozialistische Bewegung schon an der Regierung beteiligt gesehen, sie hatten für sich von ihrer Zugehörigkeit zu dieser mächtigen Partei Einfluß und Macht erwartet. Sie erkennen zu ihrem Entsetzen, daß Adolf Hitler seinen Prinzipien treu bleibt. Das ist ihnen etwas Unverständliches. Sie fürchten, daß bei einer solchen Bewegung für sie nichts zu erhoffen ist. Es sind meist Bürger, die ihre Zugehörigkeit zu einer Organisation, deren revolutionärer Geist ihnen plötzlich klar wird, als untragbar empfinden, weil sie geglaubt hat-

ten, einer Partei anzugehören, bei der man nur gewinnen, aber nichts verlieren kann.

Die wahren Revolutionäre schließen sich um so fester an die Bewegung. Die werktätigen Menschen folgen ihr treuer und freudiger als je.

In der SA. ist der Kern des Widerstandes gesammelt.

Wild und stürmisch zieht der Herbst über Deutschland.

Frühzeitig reißt er die Blätter von den gepeitschten Bäumen.

Grau und schwer lasten die Wolken über Stadt und Land. Novembernebel hängt in den Straßen Berlins.

Trübe, häßlich und grau ist die Stadt unter ihm. Schauer gehen über die Menschen. Ist es die Kälte oder Verzweiflung? Ist es der drohende Winter mit Hunger und Not ohne Rettung und Hoffnung?

Sturm jagt über das Land und trifft auf die Stadt. Er rüttelt an den Mauern, reißt an den Dächern und fegt durch die Straßen.

Da zerflattert der Nebel, zerfetzt und zerrissen. Nackt liegt die trostlose Stadt und offenbart, was die graue Decke verbarg!

Haß und Verbitterung tobt durch die Häuserschluchten; das wimmelt da unten, hetzt, jammert und gellt! Schwarze Menschenmassen stürzen hin und her, jagen und werden gejagt, dunkle Knäuel ballen sich um Wagen und Bahnen, Autos rasen heran, Steine fliegen und Schüsse knallen, Pfiffe zerreißen den Lärm und kreischende Frauenschreie.

Das währt einen ganzen Tag, und dann senkt sich die Dunkelheit über alles.

Was ist geschehen?

Deutschland gleicht einem Vulkan, dessen Erdstöße das Land erzittern lassen, weil jeder von ihnen den Ausbruch der Katastrophe bedeuten kann.

Ist es soweit?

Man weiß es nicht, aber jeder Funke kann in dieser unge-

heuren Spannung zündend und vernichtend wirken. Dann kann nichts und niemand mehr Einhalt gebieten.

Das ist ein Funke, der da plötzlich in der Stadt aufgeflammt ist. Er springt von Mensch zu Mensch, und schon tobt der Kampf durch die Straßen.

Ein Wort ist der Feuerbrand.

Es ist ein kleines Wort nur, aber es klingt wie ein Kampfsignal:

„Streik!"

Das Feuer frißt weiter und weiter, und sie können es nicht austreten.

„Streik!"

Das zuckt von Betrieb zu Betrieb, das greift in die Räder und reißt Stichflammen aus Hebeln und Schaltern.

„Streik!"

Die Stadt ist in Aufruhr.

Die SA. kämpft in der Front.

Der Lohnstreik von ein paar tausend Straßenbahnern in Berlin ist zu einer Autoritätsfrage für die Regierung geworden. Sie erkennt in ihm eine Kraftprobe und wird ihn unter Einsatz ihrer Machtmittel rücksichtslos durchfechten.

Die nationalsozialistischen Betriebszellen haben die Führung des Streiks an sich gerissen. Seite an Seite mit der Berliner Arbeiterschaft steht die SA. und trägt in gewohnter Aktivität die Hauptlast des Kampfes.

Die kommunistische Führung tobt ...

Kurt Hecker organisiert den Widerstand in seinem Bezirk. Das Sturmlokal ist zu einer Zentrale der Streikleitung geworden.

Seine Stürme sind instruiert. Der Befehl ist kurz und soldatisch:

„Es ist unter allen Umständen zu verhindern, daß eine Straßenbahn das Depot verläßt!"

Eine riesige Menschenmenge staut sich vor dem Straßenbahnhof.

Die Tore sind geschlossen. Streikposten stehen davor.

An diesem Tage fährt keine Bahn durch die Straßen Berlins.

Am Abend finden Besprechungen zwischen der Direktion der Gesellschaft, dem Polizeipräsidium und dem Innenministerium statt. Man wird es darauf ankommen lassen!

Alle Arbeitnehmer der Berliner Verkehrsgesellschaft erhalten am nächsten Morgen eine kurz befristete Aufforderung zur Wiederaufnahme der Arbeit. Sie werden andernfalls sofort entlassen!

Die ersten Streikbrecher sammeln sich verängstigt in den Depots.

In den Morgenstunden werden die Streikposten in einer überraschenden Aktion durch die Polizei verhaftet.

Die ersten Bahnen rollen über die Schienen.

Sie kommen nicht weit. Sie bleiben in einem Menschenknäuel stecken, die Streikbrecher werden herausgerissen, die Fahrgäste verlassen fluchtartig die Wagen, die einsam und verlassen als Verkehrshindernisse stehenbleiben. Mit Mühe werden sie in die Bahnhöfe zurückgebracht.

Es ist, als ob eine Pause in dem Kampf eintrete.

Aber es ist nur ein Atemholen!

Nun wird es bitterer Ernst.

Der preußische Reichskommissar, Dr. Bracht, will die Aufnahme des Verkehrs nötigenfalls durch Gebrauch der Schußwaffe erzwingen!

Das Polizeipräsidium erläßt die entsprechenden Befehle: Die Straße ist rücksichtslos zu säubern. Jeder Widerstand ist mit der Schußwaffe zu brechen. Die Bahnen sind mit Polizisten zu besetzen, um eine Behinderung der Fahrer unmöglich zu machen.

Kurt Hecker ruft seine Männer zusammen.

Er sieht in trotzige und entschlossene Gesichter. Er weiß, daß sie auch jetzt weiterkämpfen werden. Dazu braucht es keines Wortes. Aber er muß ihnen sagen, was ihnen bevorsteht. Denn es ist eine schwere Verantwortung, die ihre Bereitschaft, ihr Glauben und Vertrauen auf seine Schultern laden.

Seine Worte sind kurz und knapp, wie immer:

„Kameraden, es ist für uns selbstverständlich, daß wir unsere streikenden Volksgenossen nicht im Stich lassen. Wir brauchen darüber kein Wort zu verlieren!

Aber, Jungs, ich will, daß ihr wißt, was euch bevorsteht. Ihr müßt euch darüber klar sein, daß der Kampf bitterer Ernst geworden ist. Die Gegenseite hat alle Macht, und wir nur unsere Fäuste!

Wenn sie einen von uns schnappen, stellen sie ihn vor ein Sondergericht. Ihr wißt, was das bedeutet!

Die Polizei wird diesmal nicht nur den Gummiknüppel schwingen, sie wird ihre Pusten herausreißen und auf uns schießen. Ihr braucht nicht zu denken, daß es Schreckschüsse sein werden!

Wer von euch nicht mitmachen will, soll nach Hause gehen! Die aber, die bleiben, müssen eisern sein. Ich muß mich auf sie verlassen können, wie sie sich auf mich verlassen können.

Nun überlegt euch das, Jungs!

In einer Viertelstunde rücken wir ab."

Die Berliner SA. ist überall entschlossen, den Kampf durchzuhalten.

Höchste Alarmstufe ist für die Polizei befohlen.

Die Überfallwagen rasen durch die Straßen.

In den Morgenstunden verlassen die ersten Bahnen den Schuppen. Auf jeder Plattform steht ein Polizist mit gezogener Pistole.

Es steigt sonst niemand in diese Wagen. Eine Fahrt unter

solcher Polizeibedeckung ist wenig einladend. Es wagt auch niemand, an den Haltestellen zu warten.

Die Straßen sind in Aufruhr.

Gellende Pfiffe, Flüche und Verwünschungen begleiten die Fahrt. Die Streikbrecher stehen bleich und zitternd, und die Polizei ist ihnen ein ungenügender Schutz. Leer und zwecklos lassen sie die Wagen über die Schienen rasen. So ist das an dem ganzen Tag. Am Abend wird der Verkehr eingestellt.

Ein neuer Kampftag bricht an.

In aller Frühe hat man große Kolonnen von Wagen eingesetzt. In den bürgerlichen Vierteln glaubt man, die Fahrt wagen zu können.

Jetzt kommt es darauf an!

Entschlossene Stoßtrupps springen auf die Straße. Dort liegen Steine, hier Bretter, irgendwo steht ein Wagen. In Sekundenschnelle sind Hindernisse auf den Schienen errichtet.

Die Bahnen rattern heran. Die Bremsen kreischen. Polizisten springen aus den noch fahrenden Wagen, die Pistole in der Hand.

Sie sehen eine flüchtende Menge. Da schießen sie. Keine Schreckschüsse, mitten hinein.

Das erste Opfer stürzt zusammen, verblutet auf dem Pflaster.

Es ist ein SA.-Mann.

Dieses Opfer erscheint den Kameraden später in aller Trauer sinnvoll. Es kündet den Geist der vollendeten Volksgemeinschaft in der SA. Dieser Tote kämpfte nicht für sich und seine Sache. Er ist kein Prolet, der nichts zu verlieren hatte, er ist ein Beamter, der über alle bürgerlichen Hemmungen hinweg den Weg zum Sozialismus der Tat gefunden hatte. Er ist ein Frontsoldat, der die Heimat vier Jahre mit seinem Leibe gedeckt hatte. Nun liegt er hier auf der Straße, und über

ihn hinweg geht der Kampf, denn Blut bedeutet für die SA. noch immer eine Verpflichtung.

Noch öfter schießt an diesem Tage die Polizei. Wild und unbeherrscht feuert sie in die Menge. Sie erschießt wenige Stunden später eine alte Frau, dann bricht ein unbeteiligter Mann mit einem Rückenschuß zusammen. Das sind die drei Toten, die der Polizeibericht meldet!

Am Abend läuft ein Gerücht durch die kämpfende SA. Zu einer bestimmten Stunde soll die Stromversorgung der Stadt unterbrochen sein!

Die Männer sind gejagt und gehetzt, und jeder Steinwurf bedeutet für sie die höchste Gefahr. Sie atmen auf, als sie das Gerücht hören.

Wenn es wahr würde!

Sie starren auf die Uhr.

Aber die Stunde vergeht, und es geschieht nichts.

Am nächsten Tage finden sie eine kleine Zeitungsnotiz. Ein Landjäger hat zufällig an einer wichtigen Hochspannungsleitung eine Sprengladung entdeckt. Sie wäre von vernichtender Wirkung gewesen, wenn die Zündschnur nicht auf halbem Wege versagt hätte!

Der Tag ist von der Streikleitung als Kampfpause festgesetzt.

Sie will den Gegner sicher machen, weil sie für die Nacht einen entscheidenden Schlag plant.

Sie weiß, daß die Polizei vollkommen zermürbt ist. Der tagelange, ununterbrochene Bereitschaftsdienst hat ihre Kampfkraft gebrochen. Sie hat in vier Tagen kaum ein paar Stunden schlafen können, sie ist nervös und unsicher. Wenn nach dieser Nacht der Streik am nächsten Tage überraschend mit unerhörter Wucht wieder aufflammt, muß die Entscheidung fallen.

Es ist alles vorbereitet.

In letzter Stunde schrillen in den Streikbüros die Telephone.

Man will die Nachricht nicht glauben.

Kann das wahr sein?

Jetzt, kurz vor der Entscheidung.

Ja, es ist so.

„Der Streik wird abgebrochen!"

Die kommunistischen, revolutionären Gewerkschaftsorganisationen geben den Streik auf. Sie wollen es nicht dulden, daß die nationalsozialistischen Betriebszellen die Führung des Kampfes an sich gerissen haben. Da verraten sie die Arbeiterschaft. Die Nationalsozialisten können den Streik allein nicht weiterführen.

Es war alles vergeblich!

In den Sturmlokalen sitzen die Männer. Sie haben alles aufs Spiel gesetzt. Ein toter Kamerad liegt unter der blutigen Fahne.

Und nun scheint alles umsonst zu sein!

Bitter empfinden sie ihr Schicksal, und die verratene Schlacht erscheint ihnen als eine Niederlage, für die sie sich verantwortlich fühlen, ohne es zu sein. Sie können es noch nicht ganz verstehen, daß kein Kampf und kein Opfer auf dieser Welt ganz umsonst ist. Aber das ist so, denn sonst wäre die Welt sinnlos.

Die Macht des Opfers

Deutschland ist schön.

Es ist ein wunderbares Land; man muß es immerdar und aus tiefster Seele lieben! Aber es ist ein seltsames Schicksal um Männer, die eine heiße Liebe zu diesem Lande in sich trugen.

Man verbannte sie, ächtete sie und hetzte sie über die Grenzen. So war es schon früher oft in Deutschland.

Manch einer von diesen Gehetzten, Gejagten konnte die Heimat nicht lassen. Und wenn er nicht mehr wußte, wohin, wenn er müde war von der erbarmungslosen Jagd und umstellt, wie das Wild von den Jägern, dann wurde der Tod seine letzte Freiheit. Sein Blick ruht noch einmal auf den Äckern, den Wäldern, Flüssen, Städten, der Heide und dem Himmel. Und alles ist Deutschland. So umfaßt es der brechende Blick, und der Leib sinkt an das Herz der mütterlichen Erde.

Viele Deutsche ziehen gejagt durch die Heimat.

Hans Suren ist auch einer von ihnen.

Aber er trägt das Schicksal leicht auf festen Schultern, und der Gedanke an die Kameradschaft ist sein einziges Heimweh.

Ihm blüht die Schönheit auf allen Landstraßen, und Herz und Auge trinken sie durstig in immer neuer Liebe zu dem wunderbaren Land. Die Ferne liegt vor ihm, lockend und ungewiß.

Sonne versinkt glühend am Horizont.

Leise rauschen Wälder, irgendwo klingen Glocken einer fremden Stadt.

Schwarz steht ein Wegkreuz gegen den flammenden Himmel und wirft seinen Schatten riesengroß über die Straße.

Namen kündet es, die fremd sind, Richtung weist es, hierhin und dorthin.

Was kümmert es den, der über die Landstraßen zieht und weiß selbst nicht wohin?

Da verblassen die Namen in Zwecklosigkeit, hierhin oder dorthin, bleibt es nicht gleich? Überall ist ja die Ferne, und alle Wege führen in sie hinein.

Irgendwohin treibt Hans Suren und sieht den Himmel verglühen.

Wunschlos ist er in diesen Stunden, und sein unruhiges Herz ist voll Frieden.

Immer weiter und unwirklicher wird das Land unter den verlöschenden Farben.

Dann versinkt es in weicher Dämmerung. Ziele und Wege versinken mit ihm. Zurück bleibt der Mensch in unendlicher Verlassenheit. Über ihm tropfen Sterne einsam aus den dunkelnden Wolken.

Viele Tage glücklicher Freiheit vergehen, weit und fern liegt der Kampf. Aber seine Signale dröhnen über das Land, und die Mahnung ist mächtig.

Und auf einmal sind die glückvollen Stunden zerrissen, ein Traum wird der Frieden, und die Pflicht ein zwingendes Gebot in dem Herzen.

Aus Frieden und Freiheit schleudert sie Hans Suren mitten hinein in den Kampf und wird sein Schicksal.

Tausend Spitzel gibt es im Land, aber hunderttausend Kameraden.

Steckbriefe warten auf ihn in der Stadt, aber sein Sturm tritt zum Kampf an.

Hans Suren hat seinen Entschluß gefaßt. Die Kameradschaft ist das schwerste Gewicht in der Waage und hebt die andere Seite federleicht in die Luft.

Er geht in die feindliche Stadt.

Er liebt sie nicht.

Wie könnte er es auch, da er die Freiheit liebt!

Er haßt sie vielleicht, denn sie ist ihm ein steinernes Ungeheuer wider die Natur.

Aber über Liebe und Haß zwingt sie ihn in ihren Bann, weil nirgendwo anders im ganzen Lande so voll Inbrunst um die Entscheidung gerungen wird wie in dieser Stadt. Und das ist so, weil ihr Besitz die Entscheidung bedeutet.

Hans Suren läßt das weite Land hinter sich.

Zurück bleibt der Geruch der Erde, der Felder, des Waldes und des Himmels. Das gibt es nun nicht mehr, das ist vorbei!

Stein und Beton wachsen aus Asphalt und tragen Not und Haß, wie immer.

Die Menschen sind nicht freudiger geworden in diesem Jahr, in dem sie um ihre Hoffnung betrogen wurden.

Aber das ist nicht das Erschütterndste.

Hans Suren sieht die Verzweiflung durch die Reihen der Kameraden gehen, aus denen der Mord eben einen ihrer Treuesten gerissen hat! Sie stehen an der blutigen Bahre und fühlen sich der Rache weiter als je.

Sie wissen keinen Ausweg mehr.

Da versteht Hans Suren plötzlich den Sinn seines inneren Rufes: Die Kameraden brauchen ihn!

Er erkennt, daß in dieser Stadt sein Sturm auf ihn wartet, weil er ihm den letzten Halt bedeutet. Und er weiß, daß nur er diesem Sturm, den er selbst zu einer Gemeinschaft zusammengeschweißt hat, in dieser Stunde der Führer sein kann.

Er sieht, wie seine Männer mit dem Schicksal hadern. Es ist zu schwer für sie alle geworden.

Sie können es nicht mehr verstehen, daß sie immer noch schweigend dulden sollen!

Sie wollen es auch nicht mehr verstehen!

Zu oft haben sie an Gräbern gedacht: Der letzte Tote!

Der Gedanke an Rache und Vergeltung hat sich tief in sie hineingefressen.

Da greift der Tod in ihre Gemeinschaft und trifft sie mit dem einen alle. Drei kleine Kinder schreien nach ihrem Vater und die Augen einer jungen Frau sind Frage und Anklage. Ohne Bitternis hat dieser kleine Arbeiter sein Leben geopfert, die Bitternis bleibt bei denen, die bleiben.

Es ist den Kameraden, als seien sie verantwortlich für das Leben, das sie doch nicht mehr schützen und retten konnten! Und nun sollen sie das tragen?

Das bittere Maß ist voll, und jeder Tropfen ist zuviel!

Es klingt ihnen wie eine höllische Phrase, von Vergeltung zu sprechen. Sie wollen Taten, endlich handeln!

Sie werden nicht mehr auf Wahlen und Parlamente warten, bei denen die Feigen abspringen von Tag zu Tag!

Sie haben nach einem verlorenen Streik ihre letzte Kraft in einen von ihnen selbst verhaßten Wahlkampf geworfen. Zwei Millionen Stimmen hat Hitler verloren!

Freilich Stimmen, erbärmliche, feige und kleine Stimmen, Menschen, die nicht einmal zu einem kleinen bißchen Glauben Mut hatten! Aber diese Stimmen braucht man zur Mehrheit!

Soll ihre Rache auf diesen Wankelmut rechnen?

Nein, niemals!

Dann werden sie selber handeln.

Sie werden losschlagen, irgendwo, und auf irgendwen. Sie brauchen nach Feinden, mit denen sie abzurechnen haben, nicht lange zu suchen. Nein, wirklich nicht!

Da ist es gleich, wo es ihn trifft!

Es ist zwecklose Verzweiflung.

Aber so weit ist es gekommen.

Hans Suren kennt keine Rücksicht auf sich. Er sieht nur eine Pflicht, die er erfüllen muß.

Als tausend trauernde Kameraden auf dem Friedhof der toten SA.-Männer in dieser Stadt stehen, wo Grab neben Grab liegt, als die Kränze sich türmen, die umflorten Fahnen aufleuchten, da tritt Hans Suren an die Spitze seines Sturmes, offen und frei, allen sichtlich.

Er bettet den toten Kameraden in das Grab und schwört die Rache für den ganzen Sturm, der sie in seine Hände legt.

Und da ist es wie ein Wunder mit den harten Männern. Aus der Verzweiflung erwächst ihnen der Glaube durch die Tat, die vor ihnen sichtbar geworden ist.

Hans Suren setzt Leben und Freiheit auf das Spiel, als er den Sturm nach Hause führt. Aber wäre es nichts als dies,

er hat dadurch einer Kameradschaft den Sinn ihres Kampfes wiedergeschenkt.

Nun bleibt er bei ihr, komme was soll!

Er wird den Schwur, den er an dem Grabe getan, erfüllen. Aber die Rache bedeutet ihm nicht sinnlosen Verzweiflungskampf. Er setzt Terror gegen Terror.

An der Spitze seines haßerfüllten Sturmes stößt Hans Suren in die roten Mörderhöhlen vor. Vergeltung ist die Parole. Dieser Bezirk, um den der tote Kamerad gekämpft und geblutet hat, muß und soll erobert werden! Das ist das Ziel.

Das feige Gesindel ist in seinen Verstecken nicht mehr sicher. Die SA. zertrümmert sie in überraschenden, wohlüberlegten Angriffen. Und wenn unter zersplitterndem Glas und krachendem Holz die Schläge in die entsetzten Gesichter klatschen, springt über sie der Schrei: Das ist für den Mord an unserem Kameraden!

Da zittert der Gegner und erkennt voll ohnmächtiger Wut, daß der verhaßte Sturmführer zurückgekommen ist.

Und nun kann es nicht mehr lange so gehen.

Hans Suren weiß es selber.

Aber er wird aushalten.

Beispiel muß er sein, um immer neuen Glauben schenken zu können!

Er trägt ein dunkles Wissen um andere Dinge in sich, die ganz weit von dieser sichtbaren Welt liegen. Es ist die Ahnung um ein Schicksal, von dem er weiß, daß es unabwendbar ist.

Aber er läßt keinen Kameraden in diese Gedanken blicken. Das ist eine Sache, mit der man allein fertig werden muß. Es kann einem auch keiner dabei helfen!

Er erfüllt still weiter seine Pflicht und jagt jeden Gedanken an Flucht von sich.

Hans Suren ist nicht überrascht, als die Polizei ihn findet. Sie hat ihn gesucht und umstellt.

Das mußte einmal so kommen.

Er findet ein Abschiedswort an die Kameraden, die sehen müssen, wie sie ihn abführen, und es doch nicht hindern können.

Dann schließen sich die Gitter um ihn.

Nun liegt die Weite ganz fern. Sie bedeutete seinem Leben alles, darum trägt er die Qual der Enge doppelt.

Die Freunde wissen es, weil sie ihn kennen. Kann man einen Waldvogel in den Käfig zwingen?

Aber Hans Suren klagt nicht.

Er trägt auch das als ein Opfer.

Er fühlt die Kraft in sich, alle Bitternis zu überwinden. Und bitter ist es, ein Weihnachten im Gefängnis zu ertragen.

Aber wie ist das mit den Weihnachtsfesten in diesem Lande? Seine Gedanken fliegen zurück.

Das war auch ein Weihnachten, da lag er zusammengestochen zwischen weißen Decken, und kleine Lichter brannten ihm zu neuem Leben.

Und wieder einmal wurde es Weihnachten.

Da hetzten sie ihn über die einsamen Straßen, weil er seinen Kameraden geschützt hatte und seine Freiheit nicht lassen wollte.

Nun umschließen ihn doch Gefängnismauern. Seine Freiheit ist tief begraben, und draußen ist wieder Weihnachten!

Dumpf klingen die Glocken!

Er sieht die Kirchen, von denen sie hallen.

Und Kirchen und Glocken und Priester, sie alle sprechen von Liebe und Frieden.

Ist denn das so?

Nein, es gibt keinen Frieden, Haß geht durch die Stadt, heute, wie immer.

Weg mit den Glocken, sie lügen!

Kampf rast durch die Welt, kennt keinen Aufenthalt und kein Erbarmen: Überall ringt das Licht mit der Finsternis!

Aber heute ist ja Wintersonnenwende, und die Sonne muß siegen!

Auf steigt sie, höher und höher, die Schatten versinken, sie triumphiert!

Das ist der Sinn dieses Tages!

Flammen lodern auf einsamen Bergen aus Schnee und Eis. Feuer ringsum, über der Ebene, über den Städten brennen sie in der Heiligen Nacht.

Opferfeuer, dem siegenden Gott in Gebet und Andacht zugewandt.

Und das sind nicht nur Flammen, nicht nur Gebete, Opfer sind es, aus Qual und Blut eines endlosen Jahres dargebracht. Ungezählt stiegen sie in den schweigenden Himmel.

Sind der Toten genug?

Endlich genug?

Ist es erfüllt?

Nichts gibt das Schicksal geschenkt und aus Gnade; errungen, erkämpft muß es werden. Und die Lebenden müssen der toten Opfer würdig sein.

Der Himmel schweigt, seine Gesetze sind ewig.

Die Heilige Nacht vergeht, und der junge Tag reißt das neue Jahr dem Licht zu, weil das alte erfüllt ist, das den Schatten zusank. So will es der Lauf der Welt. Aufwärts steigt die Sonne, leuchtend und sieghaft, und in ihrem Aufstieg erfüllt sich wunderbar tiefe Mystik:

Mit dem Gestirn zugleich durchbricht sein heiliges Zeichen die endlose Nacht und strahlt über dem Land.

Ahnung durchzittert gläubige Herzen.

Hat endlich die Kraft des Opfers das Schicksal gewendet?

Hoffnung zieht durch ein verzweifelndes Volk, das seines Erlösers harrt, der ihm längst geboren wurde.

„Gebt ihm die Macht zu dem Werk!"

Das ist Schrei, Gebet und Gedanke!

Es ist Sinn der vielzähligen Opfer in Qual, Blut und Not, in Kerkern und hinter Gittern, in Krankenhäusern und Spitälern, zerschlagener, zerschossener und zerstochener Männer, der Gefangenen und der Verwundeten und der Toten in einsamen Gräbern.

Sie mahnen:

„Gebt ihm, für den wir litten, die Macht!"

Es ist Gebet von Millionen deutscher Männer und Frauen aus tiefster Not.

Auf den Feldern die Ernte verpfändet, Fabriken verödet, Läden geschlossen, Maschinen versteigert, Bauern vertrieben vom Hof, Sparer beraubt, Existenzen vernichtet, die Männer ohne Arbeit, die Frauen ohne Brot, Kinder ohne Zukunft, ein ganzes Volk vor dem Hunger!

Es bittet:

„Gebt ihm, der allein uns retten kann, die Macht!"

Das ist Forderung der Armee der Freiheit.

Sie steht bereit, endlos die braunen Kolonnen, rot flattern die Sturmfahnen über ihnen, die Adler blitzen von den Standarten, Trommeln wirbeln, Fanfaren gellen, sie marschiert!

Und Marschtritt, Trommelwirbel, Fanfaren, Fahnen, Standarten, Leiber, Gesichter und Fäuste sind ein eherner Wille:

Unserem Führer die Macht!

Da muß es werden.

Die Stunde ist nahe!

Klein und jämmerlich windet ein Kabinett sich in der Wende des Schicksals.

Erbärmlich sind die Figuren, an der Größe des Kommenden gemessen. Sie verstehen die Zeit nicht. Vermessener Wahnwitz, zu glauben, durch Handeln und Feilschen das Geschick vertrösten zu können!

Finden sie nicht einmal den Mut zu der einzigen Tat, zur rechten Zeit ihren Platz zu räumen? Sie würden sich einen

schnellen Abgang als eine ehrenvolle Geste zu danken haben! Aber sie können sich und dem Lande keine Beschämung ersparen.

Sie verstocken ihren Sinn gegen die Forderung der Stunde. Dann sei es bewiesen!

Sie wollen es nicht wahr haben, wem dieses Volk zugehört. Unter ihren Augen sei es erprobt.

SA. marschier!

Ersehnter, erwarteter Befehl!

Wann? Bereit in jeder Minute.

Man spricht von Verbieten?

Wagt es!

In dieser Stadt wird die SA. unter dem Namen ihres großen Toten und zu seinem Gedenken marschieren. Sie wird seinen Geist in sich tragen, wird sein Lied wahrmachen und es aufbranden lassen an der Burg des verhaßten Feindes, in der das Herz des roten Mordes noch immer ungehindert schlägt!

Versucht es, das zu verhindern!

Sie können es nicht.

So wird es denn Tat.

Rot wie Blut hängen die schreienden Fetzen von der Zentrale des Bolschewismus.

Der Name ein frecher Hohn: „Karl-Liebknecht-Haus!"

Der Marxismus rast, geifert und tobt.

Flugschriften hetzen zum Aufstand, Sprechchöre rufen zum Kampf auf die Straßen:

„Weist ihnen die Fäuste, Proleten!"

„Verteidigt das Haus der Internationale!"

„Jagt sie davon!"

Wochenlang drohten die Zeitungen, warnten, empörten sich, klagten, feige Angst im Genick vor der Machtprobe.

Tatenlos sah die Regierung dem zu, hilflos und machtlos.

Nun ist die Stadt ein Vulkan vor dem Ausbruch.

Erregung zur Siedehitze gesteigert, ungeheuer die Spannung.

„Proleten, heraus zum Kampf!“

Schwarz sind Straßen und Plätze voll rasender Menschen.

Jetzt kommt es darauf an.

Nun zeige dich, rotes Berlin.

Und da erweist es sich denn in der Stadt, wer der Stärkere ist, als die Wut und der Haß an den braunen Kolonnen in Ohnmacht zerschellen.

Ehern die Front der SA., Mann neben Mann auf dem riesigen Platz, sieghaft die Hakenkreuzbanner!

Hilflos die Zentrale der Feinde, der freche Name verblaßt, eine Lächerlichkeit die schreienden Parolen.

Das alles nun in der Hand der SA., wenn sie es wollte!

Mitten ins Herz traf den Kommunismus der Stoß, und er konnte es doch nicht hindern.

Ohnmächtig erstirbt sein Geschrei unter dem brausenden Lied, das zum erstenmal von diesem Platz aufsteigt. Es schwingt sich über die Dächer und klingt durch die Gassen, weiter und weiter getragen, aufgenommen von Mund zu Mund, jubelnd und siegesgewiß:

„Die Knechtschaft dauert nur noch kurze Zeit!“

Der letzte Mißklang erstickt in dem mächtigen Singen, das den Abschaum in die Löcher zurückjagt. Es gellt in ihren Ohren Strafgericht, und sie müssen es hören:

> „Kam'raden, die Rot-Front und Reaktion erschossen,
> Marschier'n im Geist in uns'ren Reihen mit!“

So siegt der Tote an diesem Tag.

Zur Freiheit!

Einen Tag nach dem sieghaften Aufmarsch der SA., der den Durchbruch der Idee für diese Stadt und weit darüber hinaus bedeutet, weil er erwiesen hat, wer die Kraft hat, das Schicksal des Landes zu bestimmen, öffnet sich für Hans Suren das Gefängnis.

Man kann es nun nicht mehr wagen, die Notwehr gegen den roten Mord als Schuld zu werten. Dieser Durchbruch zu einer selbstverständlichen Erkenntnis bedeutet eine ungeheure Umstellung der bürgerlichen Gesinnung. Es ist nicht zu erkennen, ob sie aus Furcht oder Einsicht geschieht. Tatsache ist, daß man nun endlich in diesem Lande eingesehen hat, sich entscheiden zu müssen.

Kompromißlos und endgültig!

So oder so.

Denn es gibt nur noch das:

Nationalsozialismus oder Bolschewismus!

Da ist die Entscheidung leicht, denn es hat sich erwiesen, daß der Nationalsozialismus der Stärkere ist. Schon ist der Marxismus geschlagen. Hitler gehört die Zukunft.

Jetzt muß die erlösende Tat geschehen, die das Reich in seine Hände legt.

Millionen Herzen warten auf das Wort.

Die Zeit ist reif.

Tage vergehen in unsichtbarer Spannung.

Äußerlich glättet der Alltag das Antlitz der Stadt. Im Innern pulst die Erwartung.

Ruhig steht die SA.

Ungeheuer ist ihr Vertrauen zu dem Führer.

Alle Unruhe, alles Drängen und Zweifeln ist von ihr abgefallen. Tröstlich liegt ihr Schicksal in seiner Hand.

Er wird sie rufen.

Und dann ist ein Januartag.

Da liegt die Sonne über der Stadt, und sie liegt über dem ganzen weiten Land, denn der Himmel ist klar und blau.

Aber was ist an dem Tag? Die Menschen gehen durch die Straßen wie immer, und es ist nichts, das Besonderes wäre!

Und doch ist es geschehen!

Soeben und endlich.

Traum, Hoffnung und Wille des Volkes ist Tat!

Und da zuckt es denn auch wie ein Schlag durch die Herzen.

Wer weiß es, woher und wodurch? Niemals geklärt!

Was ist mit den Menschen? Was ist mit der Stadt?

Da, irgendwo eine Fahne, eine einzelne leuchtende Fahne, hier noch eine, dort, überall, da und da blüht es auf aus den eben noch leblosen Wänden, bauscht sich im Wind, jetzt schon unzählige Banner, Hakenkreuzfahnen über der Stadt!

So rast die Kunde durch Straßen und Häuser, Fabriken, Kontore von Mund zu Mund und springt aus leuchtenden Augen und jubelnden Herzen.

Es ist geschehen.

Ungläubigkeit spricht noch aus zu oft Enttäuschten, und sie taumeln zwischen Glück und Zweifel.

Da trägt der Äther die Nachricht in das erschütterte Land und über die aufhorchende Welt. Zeitungen künden sie und schreien sie in die Stadt.

Es ist Wahrheit:

Hitler ist Kanzler.

Durch jubelnde Straßen wirbeln die Trommeln: Da ist die SA.

Und an diesem Tag, und in dieser Stunde wird jedem klar:

Hier marschieren die Männer, die dieses geschafft haben! Sie haben geduldet, gelitten, gekämpft und gewartet in unendlichem Glauben an diesen Tag. Bespien, verhaßt, verlacht und verleumdet sind sie für ihn in endlosen Jahren marschiert.

Und nun ist er geboren, die Stunde ist da, die sie erträumten, die Bilder ihrer Sehnsucht sind wirklich geworden:

Ihre Fahne entfaltet sich hoch über der Stadt und über dem Lande, ihr Führer hält das Schicksal der ganzen Nation in der Hand!

Sie haben das Ziel erreicht.

Und darum ist dieser Tag ihr Sieg und ihr höchster Triumph. Er leuchtet auf, als die Sonne versinkt. Als die Dämmerung sich über die Stadt senkt, da erglüht er in unzähligen Fackeln und Bränden.

Das ist der Siegesmarsch der SA.

Da marschieren sie denn stolz und mit strahlenden Augen, ihr Marschtritt hallt es, ihre Lieder künden es, und in den Gesichtern steht es geschrieben:

Wir haben gesiegt!

So marschieren sie alle, Mann neben Mann.

Doch hin und wieder klafft eine Lücke in den Reihen.

Das ist der Platz eines Toten.

Denn die Toten sind heute dabei, und ihre Namen leben in den heiligen Fahnen.

Alle sind da.

Sturm hinter Sturm, Standarte folgt auf Standarte, das bricht nicht ab.

Vor seinen Männern marschiert Hans Suren.

Ihm ist es ein Traum.

Aus der Verzweiflung einer einsamen Gefängniszelle schleudern ihn die Tage in die Reihen der jubelnden Kameraden, die Freiheit wird Wirklichkeit und erhebt sich zugleich über dem ganzen Lande. Das Ziel seines Lebens erfüllt sich in ihm: Er führt seinen Sturm in den Sieg.

Und so ist es.

Schon leuchten Fackeln auf, von ferne hören sie brausende

Freude, sie tauchen aus dunklen Wegen in gleißendes Licht, und der Jubel gilt ihnen!

Durch ein brandendes Meer der Begeisterung führt sie ihr Weg, und die Wellen schlagen höher und höher.

Da wölbt sich vor ihnen das stolze Tor dieser Stadt, empor steigen die riesigen Säulen, Widerschein werfen die Fackeln, und plötzlich bricht die Hymne des Landes aus ihnen hervor und hallt unter dem mächtigen Stein.

Das ist wie ein Rausch.

Weiter trägt sie der sieghafte Marsch.

Zehntausende rasen am Rande der Straße und erdrücken sie fast in begeistertem Jubel. Sie schreien und winken, schwenken mit Fahnen und grüßen mit Blumen, sie weinen und lachen in glücklichem Taumel.

Und so geht es durch die endlose Straße, in der sich Hunderttausende drängen.

Da zuckt durch die ernsten marschierenden Männer in all der Freude ein kurzer Gedanke:

„Hättet ihr alle, die ihr jetzt hier jubelt, ein wenig mehr Glauben gehabt, wäre es leichter gewesen!"

Und Bitternis um manch toten Kameraden tropft in die Herzen. Hans Suren denkt an den Toten des Sturmes, der vor wenigen Monaten fiel. Heut jubeln die Vielen dem Erfolge zu, wie wenige wissen um das Opfer, das dazu nötig war.

Aber so ist das Schicksal, und die Menschen sind klein.

Doch die opfern können, wachsen über die Masse hinaus. Sie haben gesiegt, und die anderen neigen sich vor den Fahnen, die ihre Namen tragen.

So erfüllt es sich doch und ist tröstliche Gewißheit.

Hans Suren hat sich wiedergefunden.

Der Kampf ist ihm der Sinn des Lebens, das Kämpfen-

können ein Glück, Opfer und Sieg sind Schicksal. Und heute ist der Sieg!

Er strafft seine ganze Gestalt.

Schon hallt vorne ein kurzes Kommando.

Die Trommeln schweigen, jäh bricht das Spiel ab.

„SA., Achtung!"

Da schmettert es schon zum Vorbeimarsch, der wuchtige Takt hat sie erfaßt.

Das Volk rast.

Sie achten es nicht.

Die Größe des Augenblicks hat sie gepackt.

„Augen rechts!"

Der Körper ein Guß und ein Wille!

Die Köpfe herum und die Blicke empor!

Dort oben, der alte Soldat!

Er fand die rettende Tat.

Sie vergessen, was gewesen, und empfinden die einsame Größe. Sie grüßen ihn.

Und daneben, sie jubeln empor:

Ihr Führer!

Das ist er, wie sie ihn kennen, wie er ihnen gehört und wie sie ihn lieben.

Er grüßt sie.

Und dieser Augenblick ist ihnen unvergänglich.

Er leuchtet in ihnen und kann nie erlöschen.

Das Bild steht auf ewig vor ihren Augen.

Dieser Mann in dem großen, erleuchteten Fenster.

Daneben versinkt das jubelnde Volk und wird verschwimmender Hintergrund, wie die Straße, das Licht und die Schatten.

Mechanisch stampfen und schlagen die Schritte.

Sie sind vorbei.

Das größte Erlebnis ruht in ihren Herzen.

Sie sind wie betäubt und können es noch nicht ganz fassen.

Es ist geschehen, wie sie es träumten.

Aufgewühlt sind sie bis in das Innerste, denn diese Minute in ihrer Erfüllung hat das ganze Erlebnis des Kampfes als eine kurze Vision durch ihre Seelen gejagt.

Das ist nun alles gewesen!

Hinter ihnen liegt es und ist vorbei.

Der Weg in die Zukunft ist offen.

Das stürmt durch sie und wirbelt in ihren Herzen.

Flackernd verglühen die Fackeln, der Jubel verklingt in der Ferne, sie aber marschieren singend durch die schlafenden Straßen.

Ihnen gehört jetzt die Stadt und das ganze Land, Deutschland!

Aber ist denn das so?

Hitler ist Kanzler.

Das ist ein Schlag für die Feinde des Landes, der sie trifft, doch sie sind nicht vernichtet. Und in dieser Stunde, da der beste und größte Teil des ganzen Volkes die Wende erahnt und aus ihr seine Hoffnung erblüht, sind sie am Werk, das Reich zu zerstören.

Sie säen Haß zwischen den Ländern, den Ständen und Konfessionen, sie wollen Verrat; einen Riß durch das Land zwischen Norden und Süden!

Noch lebt in den Städten der Marxismus. Er ist die Hoffnung aller Verräter. Er sinnt auf den letzten, verzweifelten Schlag: Bewaffneter Aufstand!

So ist das Land.

Noch ist die letzte Entscheidung — nicht gefallen.

Haß und Wut speit der Kommunismus gegen die sieghafte SA. Neidvoll erkennt er den leuchtenden Aufstieg der braunen Kolonnen. Zerrt sie herab! Einen Schlag ins Gesicht dem neuen

Deutschland! Das ist die Parole. In finsteren Kneipen sitzen sie brütend und sinnen auf Rache.

„Schlagt die SA.!"

Mord ist die Waffe.

Da springen sie auf. So soll es sein!

Umstürzende Stühle, Bier in trüben Lachen, Schnapsreste in schmutzigen Gläsern, verzerrte Gesichter im qualmigen Lichtschein.

Ein Schlag auf die schmierigen Tische:

„Wir wollen's ihnen zeigen, die rote Front lebt!"

Waffen gleiten in Taschen, Patronen blitzen auf und versinken in Magazinen, dann drängen die Männer hinaus aus dem niedrigen Loch. Es ist alles besprochen und beredet, ein jeder kennt seinen Platz.

Flackernd brennen auf einsamen Straßen die Lampen. Da huschen Gestalten, ein Schlag, die Laternen verlöschen, nirgends mehr Licht.

Schweigend stehen die Häuser, Dunkelheit lastet, selten ein Laut. Es ist alles zum Morde bereit.

Fernab rollt der Verkehr der nächtlichen Großstadt.

Irgendwo in der Stadt marschiert Hans Suren.

Er führt seine Männer zurück.

Viele Stürme marschieren jetzt heimwärts.

Aber diese sind ganz allein.

Ein Lied weht ihnen voran, ihr Tritt hallt in der nächtlichen Stille. Sechzig Männer in gleichem Schritt und Herzschlag, sechzig junge deutsche Arbeiter, erfüllt von dem Sieg ihrer Hoffnung.

Über ihnen flattert die Fahne, vor ihr der Führer.

So sind sie marschiert, wenn sie nur immer marschiert sind. So marschieren sie heute.

Was ist mit dem Sturm? Was ist mit den Männern und ihrem Führer? Fest ist ihr Tritt und sicher ihr Glaube.

Dort liegt das Ziel, zu dem sie marschieren, so ist der Weg.

Er führt in ein Schicksal.

Unerbittlich ist es und kennt keine Warnung.

Schatten sind um die leuchtende Fahne.

Sie sehen es nicht.

Nahe ist das Verhängnis.

Es gibt keinen Zufall, es muß alles geschehen, wie es bestimmt ist.

Weiter marschiert die SA.

Ein Polizist begleitet freiwillig den Zug in die Straßen, die eng und schmal sind und finsterer als sonst.

Hier und da dunkle Gestalten hinter den Ecken, in die Flure gedrückt.

Sie achten es nicht, heute nicht!

Singend marschieren die Männer.

Plötzlich Geschrei hinter ihnen.

Die Nacht ist zerrissen, die Straße erwacht. Aus Löchern und Kellern, Kneipen und Hausfluren drängt es heraus mit Pfeifen und Johlen. Aus Nebenstraßen quillt es und droht:

„Tod der SA.!"

Die Hölle ist lebendig geworden.

Der Gesang der Männer zerflattert. Sie wenden sich um. Die Reihen beginnen sich zu verwirren.

Da eilt Hans Suren an die gefährdete Stelle:

„SA. weitermarschieren, singen!"

Das hallt über die Männer, sie kennen die Stimme, sie hören die Ruhe darin, es reißt sie zusammen, und brausend steigt ihr Lied auf und dringt durch das Toben.

Die Straße wird vor ihnen frei, ja, sie kommen hindurch, es ist gleich geschafft. Hoch die Fahne, schreit euer Lied in den Haß ringsum, sieghaft die Stimmen! — —

Da, peitschende Schüsse von allen Seiten, Mündungsfeuer zuckt aus den Fenstern von oben und unten und blitzt aus dem

Dunkel. Geschosse surren an spritzende Mauern, Kalk bröckelt herab.

Das Lied ist zerrissen.

„Fest, Kameraden!"

„Haltet zusammen!"

Was ist mit dem Sturmführer?

Blutleer ist sein Gesicht, die Hand preßt den Leib. Doch er weicht nicht von seinem Platz, er beißt die Zähne zusammen und deutet die Richtung.

„Hindurch!"

Da haben sie es geschafft, die Schüsse verstummen dahinten, und Häuser sind Deckung und Schutz.

War das ein wahnsinniger Traum, ein Alpdruck der Hölle?

Und sie sind hindurch, alle gerettet hindurch?

Da, was ist das?

Zwei liegen da auf dem Pflaster, zusammengeschossen, reglos, der eine im Braunhemd, der andere im Dienstrock des Polizisten.

Sie eilen zusammen.

„Packt an!"

„Helft!"

„Vorsichtig doch!"

„Kameraden, bei Gott!"

Sie erblassen.

Und da weiß es schon jeder:

Dort neben dem toten Polizisten liegt im blutigen Braunhemd ihr Sturmführer, Hans Suren.

Beide gefallen in freiwilliger Pflicht?

Beide gefallen?

Das kann nicht sein!

Sie schreien nach Wagen und suchen nach Rettung.

Sie sitzen im Sturmlokal und warten schweigend und bangend auf Nachricht.

Quälend schleichen die Stunden.

Hans Suren?

Flüsternde, weiße Schatten tauchen aus Nacht in plötzliches Licht und versinken. Schmerzen jagen, reißen jäh und schneidend und verdämmern wieder.

Klirrende, blitzende Messer auf langen Tischen — ist das ein Traum, schon einmal geträumt?

Leuchtende Fackeln, die Fahnen, der Führer, der Sieg — ist das erlebt?

Warum verlöschen die Fackeln, die Sonne, wo bleibt das Licht? Was ist so eng, so dunkel und schmal?

Licht muß sein, Weite, Freiheit, ganz helles Licht! Licht über dem Lande, ganz hell, so hell und weit, weit ...

Da reckte sich der gequälte Körper in plötzliche, glückhafte Weite.

Die Seele ist frei.

Schluchzen quillt auf unter den Männern.

Kameraden!

Grau, trübe, trostlos ist ihnen die Erde, sinnlos das Schicksal.

Man kann es erst später begreifen.

Disziplin

Fahnen des Sieges erglühen am Morgen im ersten Sonnenlicht. Das ist so in allen deutschen Städten und Dörfern.

Freudig erwacht das ganze Land.

Der erste Tag im neuen Reich.

Ja, es ist wahr!

Das ist Besinnung und erster Gedanke.

Ein Blick aus den Fenstern: Fahne an Fahne!

Bunt sind die Straßen und leuchtend.

Aber was ist das?

Dort, das flatternde Tuch sinkt auf Halbmast!

Trauerflor an den Farben?

Was ist geschehen?

Die Schreckenskunde rast durch das Land:

Mord in der Nacht des Sieges!

Man will es nicht glauben, kann es nicht fassen.

So grausam darf das Schicksal nicht sein!

Aber es ist so, und Mißklang zerreißt allen Jubel.

Für immer ist von nun an mit diesem Tage der Freude Trauer und stilles Gedenken verknüpft.

Entsetzt wendet sich die Stadt, in der der Mord geschah, von der Bluttat und verabscheut die Mörder. Sie beugt sich in Ehrfurcht vor den Toten.

Sie wird sie zu Grabe geleiten wie einen der Größten, denn ihr Opfer ist ja das Größte: Das Leben! Ganz Deutschland trauert mit dieser Stadt.

Aber das ist nicht alles.

Hunderttausend Kameraden hat Hans Suren.

Die wollen nicht Trauerfeiern und Gebete!

In ihnen ist ein Herzschlag, ein fordernder Schrei: Rache! Alles wacht auf in den Männern, was jahrelang eingedämmt war. Sie haben es gestern im Jubel vergessen, jetzt hat es die Mordtat erweckt. Sie fordern die Stunde der Abrechnung. Hitler hat ja die Macht.

Es ist nun so weit.

Nichts kann sie jetzt noch zu Rücksichten zwingen.

Blut um Blut und Qual um Qual!

Das ist ihr Wille.

Nichts haben sie vergessen.

Man hat sie gepeinigt, hat sie gequält. Sie mußten es dulden, ohnmächtig und schweigend erdulden! Sie durften nur Opfer sein, das war ihr bitterer Kampf.

Sie hätten längst zu den Waffen gegriffen. Sie durften es nicht. Des Führers Wort band sie eisern: Disziplin!

Es war eine harte Probe.

Sie haben sie bestanden.

Das Verbot der Organisation hing als eine Drohung über jeder Tat. Sie mußten sich beugen.

Das gibt es jetzt nicht mehr. Sie sind frei von dem furchtbaren Druck.

Nun fordern sie das, was sie als ihr Recht ansehen. Ihr Recht ist die Rache. Ihre Rache heißt Blut! Wer will es ihnen wehren?

Abrechnen, endlich, endlich abrechnen mit allen Feinden!

Das ist eine Erlösung, eine Erlösung des Hasses!

So soll es sein.

Kameraden, so ist es!

Denkt nun an alles, was man euch angetan hat!

Wißt ihr es noch?

Man hat euch verleumdet, bezahlte Lumpen geschimpft und Tiere und Mörder geheißen. Es gibt kein Verbrechen und keine Gemeinheit, die man euch nicht nachgesagt hat. So hat man das Volk auf euch gehetzt mit hämischem Grinsen.

Man hat die Staatsgewalt auf euch gejagt, ließ euch das Braunhemd herunterreißen und prägte Verbot auf Verbot gegen euch. Ihr durftet nicht singen, nicht rufen und nicht marschieren, und ihr sangt doch nur: Deutschland!

Das wolltet ihr rufen und dafür marschieren!

Da schwang man den Gummiknüppel über euch, man schlug euch zusammen, man hat auf euch geschossen!

Ihr habt vor Gerichten gestanden und nichts von Recht, nur die Macht verspürt. Diese Macht wollte euch vernichten, das nannte sie Recht. Da habt ihr in Kerkern gesessen, Monate, Jahre, entsetzliche Jahre!

Sie haben euch aus den Fabriken geworfen und aus den Kontoren gejagt. Sie haben euch brotlos gemacht.

Ihr solltet verrecken!

Sie haben euch durch nächtliche Straßen gehetzt. Da wart ihr allein und hinter euch viele. Und wenn euch der letzte Ausweg versperrt war, dann wart ihr verloren. Da gab es kein Mitleid und kein Erbarmen.

Ihr habt an Gräbern gestanden, an unzähligen Gräbern.

Ihr balltet die Fäuste und habt die Zähne zusammengebissen. Ihr hattet Tränen ohnmächtiger Wut in den trostlosen Augen.

Da habt ihr den toten Kameraden geschworen: Wir vergessen das nicht.

Das waren Schwüre an offenen Gräbern.

Jetzt macht sie wahr.

Schlagt zu, dort sind die Hetzer, die Mörder, die Peiniger!

Jetzt kennt kein Mitleid, wie man mit euch kein Mitleid gekannt hat. Erbarmungslos sei eure Rache!

Schlagt zu, ihr kennt sie ja alle, habt keinen vergessen! Hier sind die Männer, die gegen euch hetzten, die die Zeitungen schrieben, die das Geld dazu gaben und Mörder bezahlten. Da sind die Schreiber, die Polizisten, Achtgroschenjungs, Minister und Börsengauner, die Staatsanwälte, die Reaktionäre und Warenhausdirektoren! Der hat dich bespien, der hat dich verurteilt, der aus der Arbeit gejagt.

Jetzt rechnet ab, Kameraden!

Sie sind in eurer Gewalt.

Nichts sei vergessen, nichts sei geschenkt!

Denkt an den Kameraden, den sie nächtlich gemordet. Sie schlugen ihn nieder und warfen den Betäubten über die Böschung in dunkles, treibendes Wasser. Damals verbot es die Polizei, von einem Morde zu sprechen. Sie nannten es Unglücksfall und höhnten den Toten.

Denkt an den Wintertag, an dem ihr den Künder des Sieges, den Dichter der Freiheit zu Grabe getragen.

Sie wollten die Fahne nicht auf dem Sarge erlauben. Euch verbot man, dem gemeuchelten Kameraden zu folgen auf seinem letzten Gang. Der Pöbel aber riß aus dem Leichenzuge die Kränze. Ihr durftet es nicht hindern und den Toten nicht schützen. Das konnte geschehen!

Denkt daran, daß sie die Opfer des Krieges beschimpften. Ihr wolltet es nicht dulden, da schlug man euch nieder. Am Tage von Skagerrak habt ihr der Helden gedacht. Man hat euch zusammengeknüppelt.

Denkt auch an die, die euch um den Sieg betrügen wollten.

Denkt an das Sondergericht, man hat euch zum Tode verurteilt; denkt an den Streik, man hat einen von euch niedergeschossen wie ein Tier!

Das ist alles geschehen!

Es geschah nur in einer Stadt, und es war in ihr noch viel mehr. Die es erlitten haben in quälenden Jahren, die haben es nicht vergessen. Sie wollten es auch nicht vergessen, denn sie haben auf diesen Tag der Rache gewartet. Sie haben an ihn geglaubt, und er war ihre einzige Hoffnung, wenn sie auf nichts mehr hoffen konnten.

Ist diese Rache ein Recht?

Ist sie nicht Pflicht nach dem Siege?

Sie sehen sie so.

Sie sind alle erbitterte Männer. Dieser Kampf hat sie fest und hart gemacht, wenn sie auch weiche und junge Idealisten waren. Sie können alle Blut sehen, ohne zu schaudern. Sie haben in diesen Jahren zuviel eigenes Blut fließen gesehen.

Jetzt soll es das der anderen sein.

Das ist ihr Wille.

Noch warten sie.

Sie haben in den langen Jahren des Kampfes niemals

gegen den Befehl losgeschlagen. Sie wollen es auch jetzt nicht. Denn sie sind soldatisch erzogen.

Der Befehl aber heißt: „Disziplin!"

Er ist eine Fessel.

Sie warten von Tag zu Tag, sie fragen, drängen und fordern.

„Wir wollen die Rache!"

„Disziplin, Kameraden!"

Das ist die ewige Antwort.

Keiner schnellt vor, keiner schlägt los in eigener Sache. Aber die Ungeduld reißt an den Männern. Sie bestürmen ihre Führer.

Schwer ist es in diesen Tagen, Führer zu sein. Riesengroß ist die Last der Verantwortung, drängend der eigene Wille zur Tat.

Immer wieder das Wort: „Disziplin!"

Es bedeutet eine harte Pflicht, die niemand mehr verstehen kann.

Und jetzt kommt es darauf an.

Es ist die größte Probe für die SA.

Die Stunde fordert die Tat, der Wille, das Herz, das Blut wollen sie.

Adolf Hitler verlangt: „Disziplin!"

Wird sie gehalten?

In dieser Frage liegt das Schicksal des ganzen Landes. Die SA. hält es in ihrer Hand.

Das Wort „Disziplin" ist wie ein schmaler Damm, gegen den die Sturmflut brandet und schäumt. Bricht er an einer Stelle, so ergießt sich das Meer vernichtend über das Land.

Die SA. ist eine Armee der Gesinnung. Ihre Männer sind Revolutionäre.

Zerreißen sie dieses Wort Disziplin, so rast die Vergeltung in einer Blutnacht durch das Volk.

Tausend Leben hängen an einem Faden.

Viele, die es angeht, ahnen darum. Sie haben die Stunde zu fürchten und zittern in Feigheit. Andere fühlen sich sicher und unbekannt. Aber es ist nichts vergessen. Ihrer aller Schicksal steht auf diesem Worte: Disziplin. Aber sie wissen das nicht.

Kurt Hecker ist bei seinen Männern. Er hat ein müdes und zerquältes Gesicht.

Der Tod des Freundes hat es zerstört.

Worte sind leer und unsinnig.

Sie reißen schmerzend an der Seele.

Alleinsein ist sein Wunsch.

Trost wäre irgendwo auf einsamer Heide. Man könnte dort grübeln und denken: Warum ist das so? Vielleicht fände man Klarheit.

Hier sitzen sie alle zwecklos in dumpfem Brüten. Bitternis ist der Gedanke: Das ist der Sieg!

Nur die Rache wäre Befreiung. Sie ist die Tat, die diese Gedanken verscheucht und verjagt.

Sie ist die Erlösung.

Die Männer fordern sie alle.

„Warum müssen wir warten?"

Das ist die Frage. Sie kehrt immer wieder.

Ringsum sind Feinde. Aber wir schlagen nicht zu. Sie nehmen das Zögern als Schwäche und wagen zu drohen.

Das müssen wir heute noch dulden?

Plötzlich geht Unruhe durch den Raum.

Zwei Kameraden stürzen herein. Einer blutet am Kopf.

„Kommune!"

Alles springt auf, drängt zur Tür.

Mit einem Satz steht Kurt Hecker davor:

„Halt!"

„Zehn Mann kommen mit; alles andere bleibt hier!"

Sie jagen die Straßen entlang. Der Feind ist verschwunden. Er hat sich in seine Löcher verkrochen.

Sie gehen erbittert zurück.

Im Sturmlokal warten die Kameraden.

„Nichts!"

„Das wußten wir ja!"

„Es ist genau so wie früher!"

„Aus ihren Verstecken müssen wir die Hunde holen. Dann an die Wand mit ihnen!"

Alle stimmen zu. Das ist die einzige Lösung.

„Warum gehen wir nicht auf den Kurfürstendamm und hängen die jüdischen Hetzer an die Laternen? Was sollen wir mit den Proleten, die sind doch nur die Verführten!"

„Für jeden, den sie von uns anfassen, zehne von ihnen! Das ist eine glatte Rechnung!"

Die Männer drängen hinaus.

„Hierbleiben!"

Kurt Hecker schreit es in den Tumult.

„Kameraden, wir dürfen nicht allein losschlagen! Wir müssen noch warten!"

Die Männer zögern.

Einer tritt vor.

„Wir wollen nicht mehr warten!"

„Ich will es selber nicht und muß es doch! Keiner handelt gegen den Befehl! Wer die Disziplin durchbricht, dem reiße ich selbst das Braunhemd herunter!"

Kurt Heckers Blick fliegt über die Männer. Sie drängen die Wut und den Haß zurück.

Sie gehorchen dem Mann, weil sie wissen, daß er selbst ihre Unruhe trägt, daß er selber Haß und Wut überwinden muß, die ihn drängen wie sie.

Sie tragen das Schicksal gemeinsam.

Sie werden sich dessen bewußt und stehen wieder als Kameraden zusammen.

Einer für alle und alle für einen!

So haben sie es in all den Jahren gehalten, so soll es bleiben. Keiner bricht aus der Reihe.

Am nächsten Abend ist für die Führer der Stürme Besprechung. Von ihr erhofft Kurt Hecker den erlösenden Befehl. Alle erhoffen sie ihn.

Sie stehen vor ihrem Standartenführer.

Er muß sie verstehen.

Die Sturmführer tragen alle dieselbe Forderung. Sie schildern den Zustand.

„Wir können unsere Männer nicht mehr zurückhalten. Sie wollen jetzt losschlagen und mit allen Feinden des Landes abrechnen. Und wir wollen es selber."

So ist es.

Was steht dagegen?

Der Befehl Adolf Hitlers.

Eindeutig sagt es der Standartenführer.

„Die Stunde des Handelns ist noch nicht gekommen. Sie kann einzig und allein der Führer bestimmen.

Er verläßt sich auf die Disziplin der SA. Ihr seid die Bürgen. Von euch hängt es ab, ob die SA. diese Probe besteht. Auf ihr ruht das Schicksal des Landes."

Das ist kurz und knapp.

Die Sturmführer gehen zu ihren Stürmen zurück.

Sie tragen eine ungeheure und lastende Verantwortung. Sie ist größer denn je.

In Kurt Hecker ist die Hoffnung versunken.

Er will nicht mehr.

Der Tod des Freundes hat etwas in ihm zerbrochen. Der Gedanke an die Pflicht der Rache hat ihn wachgehalten, wie ein peitschendes Gift den ermüdeten Körper. Er riß ihn aus der Betäubung des Schmerzes und wurde ein Ziel.

Das versinkt nun in der Ferne. Was bleibt?

„Pflicht, Disziplin, Verantwortung", das sind ihm plötzlich leere Worte, die an das Ohr schlagen, ohne in die Seele zu dringen.

Schweigend schreitet er mit Fritz Helbig durch die nächtlichen Straßen.

Nichts hören, nicht sprechen müssen ist Wohltat.

Alles ist ihm zuwider. Der Gedanke, jetzt vor den Sturm treten zu müssen, auf hundert Fragen Antwort zu geben, ist furchtbar.

Soll er den Männern sagen, daß er selbst nicht mehr glauben kann?

Ist es nicht so?

Er will nicht mehr zu Ende denken. Das sind immer dieselben quälenden Fragen, die sie alle zerreißen! „Ich bin müde, ich will das nicht mehr!"

Fritz Helbig hat ihn verstanden.

Sie haben über den Tod des Freundes nicht viel gesprochen, weil sie sich fürchten, mit Worten daran zu rühren. Sie fühlen, daß jeder auf seine Weise versuchen muß, damit fertig zu werden.

Denn es ist so, daß die Menschen in großem Leid immer allein sind. Da kann keiner dem anderen helfen.

Jetzt erkennt Fritz Helbig plötzlich, daß er sprechen muß. Er fühlt sein Herz klopfen und das Blut stoßweise durch die Adern pulsen. In ihm ist tröstende Gewißheit.

Stockend und zögernd fallen die Worte aus suchender Seele: „Leben ist Kämpfen! — Hans — ist im Siege gefallen. Das ist Vollendung.

Sterben ist Schicksal, das Leben opfern ist sinnvolles Sterben. —

Die Rache wird zwecklos. Erfüllung des Opfers ist das Ziel. Hans hat sein Leben für Deutschland geopfert. —

Wir — müssen es erfüllen. — "

Mit festem Händedruck trennen sich die beiden.

Sie erkennen wieder, daß sie an den Führer und an dieses Land glauben müssen. Immer!

So gehen sie zu ihren Stürmen. — — —

Die SA. schlägt nicht los.

Sie hält Disziplin.

Sie erträgt die gewaltigste Probe, die je ertragen wurde. Sie überwindet sich selbst.

Keine Bartholomäusnacht taucht das Land in ein Blutmeer. Unblutig ist die deutsche Revolution.

So will es der Führer.

Die SA. hat das Reich erobert, sie hat es jetzt gerettet.

Der Befehl des Führers war ihr Gesetz.

Das gerettete Reich

Adolf Hitler formt das neue Reich.

Der Nationalsozialismus gestaltet den eroberten Staat.

Die SA. bürgt für seine Durchdringung.

An ihr zerbricht der Widerstand der offenen und heimlichen Feinde.

Längst sind dunkle Pläne gesponnen.

Alle Mittel sind recht. Man will uralten Zwiespalt aufreißen. Man sagt Religion und meint Politik.

Das ist die Waffe. Damit will man versuchen, die deutschen Länder zu trennen.

Die Gegner fühlen sich stark. Noch haben sie die Macht in dem Süden. Sie glauben, im Namen des ganzen Landes zu sprechen und wollen dem Reiche Trotz bieten.

Sie wagen zu drohen.

Aber sie täuschen sich furchtbar.

Das ist heute nicht mehr der Wille der Länder.

Uralte Sehnsucht lebt überall in dem Volke: Das Ganze ist Deutschland!

Und so will es der Führer.

Der Wille des Führers, der Wille der ganzen Nation wacht in der SA.

„Wagt es, an der Einheit des Reiches zu rütteln!"

Gewehr bei Fuß steht die Armee der Freiheit. Ihre Augen sind auf die erzitternden Regierungen der Länder gerichtet, die eben noch ein frevelhaftes Spiel zu versuchen gedachten. Sie wagen die Tat nun nicht mehr. Sie fühlen die Drohung, die über ihnen steht.

Sie räumen kampflos den Platz.

Das ist der Auftakt.

Wen trifft der nächste Schlag?

Adolf Hitler wartet.

Er weiß, daß das ganze Volk sich zu ihm bekennt. Es soll es bekunden und ihm die Macht freiwillig in die Hand legen. Es soll über sein Schicksal selbst entscheiden.

Zum letztenmal tritt die SA. zum Wahlkampf an.

Das ist diesmal nicht schwer. Das Herz des Volkes schlägt für Hitler. Es jubelt ihm zu.

Ist der Marxismus schon tot?

Die bessere Idee hat gesiegt, sie hat die Menschen zu sich gezwungen. So hat es der Führer gewollt und vorausgesagt. So ist es geschehen.

Der Nationalsozialismus ist die Sache des ganzen Volkes geworden.

Der Marxismus ist noch nicht tot, aber seine Sache ist aussichtslos.

Was bleibt ihm?

Fanatiker und bezahlte Kreaturen.

Ihr letzter verzweifelter Weg ist die Gewalt. Sie wagen den Kampf. Feuer flammt auf in der Stadt. Der Reichstag brennt! Rot glüht die Kuppel gegen den nächtlichen Himmel. Überall im Lande sind Waffen, Patronen und Dynamit. Ver-

zweifelte Banden, zum Letzten entschlossen, versuchen den Einsatz.

Ist ihnen der brennende Reichstag Signal?

Glauben sie noch, das Proletariat zum bewaffneten Aufstande aufputschen zu können?

Vergeblich die Hoffnung. Voll Abscheu wendet sich das Volk von dieser Tat. Sie richtet den Marxismus im Lande.

„Hitler!" heißt die Parole, und sie bedeutet Ordnung und Arbeit.

Das ganze Deutschland will es jetzt so.

Es fordert: Schluß mit dem Terror!

Die Wahl bekundet das Vertrauen der Nation zu dem Führer. Sie gibt ihm alle Macht in die Hand:

„Vernichte die Saboteure!

Beginne mit dem Aufbau!"

Das neue Reich ist ihr Wille.

Es ist soweit.

Hitler schlägt zu.

Die SA. ist sein Schwert.

Sie vollstreckt seinen Willen, der jetzt der Wunsch des ganzen Volkes ist.

Sie hat eine alte Rechnung mit dem Marxismus zu begleichen. Aber sie handelt streng nach dem Befehl. Sie kennt keine persönliche Rache mehr.

Ihr Schlag trifft nur die Feinde, die auch jetzt noch die Arbeit des neuen Reiches stören wollen. Sie müssen lernen, den Willen der Nation zu achten.

Groß war die Geduld des Führers.

Sie nahmen sie als Schwäche.

Aber sie haben sich getäuscht.

Jetzt trifft sie der Zwang. Sie werden mit ihrer Hände Arbeit dienen müssen. Man wird sie zwingen, am Aufbau dieses

Landes zu helfen, nachdem sie ein Jahrzehnt nur zu seiner Vernichtung beigetragen haben.

Und dies wird die erste, wirkliche Arbeit ihres Lebens sein. Sie ahnen nicht, was sich über ihnen zusammenzieht.

Die SA. ist alarmiert.

Aber das ist so seit Wochen.

Man hat sich daran gewöhnt und nimmt es als Zustand.

Noch ist das Reich nicht gesichert!

Die SA. muß immer bereit sein. Man braucht sie bald hier, bald dort. Dann setzt man sie ein und vertraut auf sie.

Sie ist seit dem Tage des Sieges noch nicht zur Ruhe gekommen.

Wieder einmal sind Tag und Nacht die Telephone von den Wachen besetzt. Die Sturmführer erwarten Befehle. Sie sind sofort zu erreichen.

Bis spät in die Nacht sitzen sie mit ihren Männern in den Sturmlokalen. So warten sie seit Tagen.

Es geht etwas vor.

An einem Abend ist plötzlich ein Anruf:

„Die Sturmführer zur Besprechung!"

Das ist der Befehl der Standarte.

Dort trifft Kurt Hecker den Freund.

„Wie geht es bei euch im Sturm?"

„Dienst über Dienst!"

Kurt Hecker nickt: „Genau wie bei uns!"

Dann fragt er Fritz Helbig:

„Hast du schon Arbeit?"

Der schüttelt den Kopf.

„Kann ich mich jetzt darum bekümmern? Wir haben doch anderes zu tun!"

Und so ist es.

Ganz und ausschließlich dienen sie der Sache und können nicht an sich denken.

So war es früher und so ist es geblieben.

Sie haben für sich keine Zeit!

Das ist das Schicksal dieser Männer, während sich im Lande Hunderttausende an die Partei drängen, von denen viele mehr für sich als für das Volk erhoffen. Das sind die Vorsichtigen, die ihre nationalsozialistische Gesinnung erst entdecken, als ihre Bekundung nicht mehr mit Gefahr verbunden ist, sondern vielleicht mit Vorteilen verknüpft sein kann. Sie haben die feste Absicht, diese Möglichkeit für sich nutzbringend zu gestalten und beginnen, sich sofort in den Vordergrund zu drängen.

Die Männer, die ein Recht dazu hätten, bekümmern sich nicht darum. Sie stehen im Kampf. Sie finden lächelnd einen treffenden Namen für diese politischen Geschäftemacher und tun sie damit ab.

Was kümmert sie das alles!

Ihre Aufgabe ist noch nicht gelöst.

Was ist ihnen da Existenz und Stellung, was die Zukunft des einzelnen! Sie ringen um die Zukunft des Reiches!

Sie braucht der Führer als Kämpfer. Ihnen vertraut er, sie ruft er, wenn es gefährlich ist, und nicht die anderen.

Erweist es sich nicht täglich immer wieder?

Eine Bewegung geht durch die Sturmführer.

Der Standartenführer hat begonnen, zu sprechen.

Er gibt den Befehl.

Nach den ersten Sätzen wissen sie, um was es sich handelt. Ihre Gesichter spannen sich. Die Tat ist ihnen willkommen.

Kurz und knapp ist die Weisung:

„Schlagartig setzen um 3 Uhr morgens die Festnahmen ein. Widerstand ist rücksichtslos zu brechen.

Vorgefundene Flugblätter und Waffen sind sofort sicherzustellen.

Ich übergebe den Sturmbannführern die Listen, an Hand deren die Aktion in dem jeweiligen Bezirk durchgeführt wird.

Sie besprechen mit den Sturmführern die Verteilung der Männer unter Berücksichtigung der hier und dort zu erwartenden Gegenwehr.

Das Sammellager ist bekannt."

Der Standartenführer blickt auf. Seine Augen fliegen über die Männer, die regungslos stehen. Er kennt sie alle und kann sich auf sie verlassen.

„Ich erwarte strengste Disziplin.

Irgendwelche Zwischenfälle sind mir sofort telephonisch zu melden.

Ich bin über die Geschäftsstelle zu erreichen."

Es ist alles gesagt, was zu sagen war.

Die Führer der Stürme haben verstanden, was von ihnen verlangt wird.

Genau so, wie die Aktion befohlen ist, wird sie durchgeführt werden.

Und so geschieht es.

Die Sturmführer sagen niemandem, was geplant ist. Sie behalten die eingeteilten Männer zurück und schicken die anderen nach Hause.

Im Sturmlokal warten sie.

Langsam verrinnen die Stunden.

Mitternacht ist vorüber.

In der kleinen Kneipe ist es ruhig geworden, die letzten späten Gäste sind lärmend über die Straße gezogen. Die Stimme im Lautsprecher, der auf einem Aufsatz des Schanktisches steht, ist verstummt.

Wenige halbgefüllte Biergläser stehen auf den Holztischen.

Die Männer sitzen bei halblauten Gesprächen zusammen. Einige erzählen von der täglichen Arbeit in ihrem Betriebe. Eine Gruppe steht an den runden Schenktisch gelehnt. Hin und wieder fliegt aus ihr ein Lachen auf.

Andere spielen Karten. Unentwegt.

Zwei Männer schlafen in einer Ecke. Sie haben den Kopf in die Arme gestützt. Wenn die Kartenspieler ihre Trümpfe auf den Tisch schlagen, fahren sie jedesmal auf und starren verwundert in den trüben Raum, an dessen Decke Qualmwolken entlangziehen.

Die übrigen Kameraden haben sich um das Billard versammelt. Sie verfolgen aufmerksam den Kampf zweier Konkurrenten, der sich in unzähligen Kreidestrichen an einer schwarzen Tafel markiert. Sachkundige und lachende Bemerkungen begleiten jeden Stoß der beiden Spieler.

So ist das immer in den Sturmlokalen.

Es ist ein Bild, das dazu gehört:

Diese wartenden Männer, die irgendwie in Kameradschaft die endlosen Stunden der Nacht ausfüllen.

So ist es der SA.-Mann seit Jahren gewohnt.

Der Sturmführer blickt auf die Uhr.

Es ist Zeit.

Er ruft seine Männer zusammen.

Sein Wort zerreißt das Bild.

Die Kartenspieler werfen die Blätter auf den Tisch. Sie wecken die beiden Schläfer mit einem derben Schlag auf die Schulter. Verlassen steht das Billard.

Die Männer drängen sich um ihren Führer.

Mit kurzen Worten erklärt er ihnen die Aufgabe. Dann teilt er die Unterführer ein.

Seine Forderung ist, wie immer: Disziplin.

Ein paar Fragen, kurze Sätze hin und her, die Besprechung ist zu Ende.

Man liebt es bei der SA. nicht, viel Worte zu machen.

Es ist alles bereit. Jeder kennt seinen Platz.

Und dann geschieht es.

Als die Zeiger der leuchtenden Uhr an der Ecke der Straßen

auf die dritte Stunde rücken, wird die nächtliche Stille jäh zerrissen.

Polternde Schläge an Türen, Rufe, hin und wieder ein Schrei. Fenster öffnen sich, Angst und Neugierde starren auf die einsame Straße oder den finsteren Hof.

Was geht vor?

Der Bürger ist entsetzt.

Bewegte Schatten hinter plötzlich erleuchteten Scheiben, viele dunkle Gestalten in einer eben noch einsamen Wohnung?

Soll man die Polizei rufen?

Aber man weiß in diesen Zeiten nicht, was ratsam ist.

Vorsichtig verlöscht er das Licht, als er erkannt hat, daß ihm selbst keine Gefahr droht.

Es ist draußen wieder alles still geworden. Als der Bürger noch einmal durch die halbgeschlossenen Vorhänge späht, liegt die nächtliche Straße in tiefem Frieden, als wäre nichts geschehen.

Einsam flackern die Laternen im Wind, und ihr Lichtkreis schwankt auf dem Pflaster.

War das Ganze ein Spuk?

Die Menschen in der Stadt wissen am nächsten Morgen nicht, ob sie geträumt haben.

Aber es ist in dieser Nacht eine große Aktion durchgeführt worden: Die SA. hat zugeschlagen.

Sie hat die Hetzer und Rädelsführer gepackt.

Nun ist Schluß mit dem marxistischen Terror. Es gibt keine Überfälle auf einzelne Nationalsozialisten mehr. Der Mann im Braunhemd kann über jede Straße gehen, ohne von einer organisierten Mordbande niedergeschlagen zu werden.

Und das ist etwas Neues in dieser Stadt.

Das war bisher nicht so.

Da hatten die Polizisten geglaubt, sie könnten den Zustand nicht ändern. Und sie wollten es auch nicht.

Aber die SA. hat den Staat gegen die Polizei erobert. Sie hat auch den Marxismus gegen die Polizei geschlagen.

Sie hat die Straße erobert, den Terror gebrochen. In dieser Nacht hat sie den letzten Schlag geführt.

Die Männer der SA. haben den verhaßten Feind aus seinen Verstecken gerissen. Sie haben ihn nicht sanft angepackt, denn sie haben an die toten Kameraden gedacht.

Und sie haben erlebt, wie die Hetzer in Feigheit erbleichten. Sie jammern und wimmern.

Sie rufen nach der Polizei und den Gesetzen des Staates, den sie doch bekämpfen. Aber sie fühlen sich dort sicherer als in der Hand der SA. Sie haben alle die Rache zu fürchten.

Sie glaubten, aus ungefährdeter Sicherheit das Land in eine blutige Revolution treiben zu können. Nun erkennen sie zum erstenmal, daß über dieses Land eine Revolution schreitet, und daß sie von diesem Schritt zertreten werden. Es ist anders gekommen, als sie gedacht haben.

Sie wissen, daß sie im Siege Tausende hätten zusammenschießen lassen. Sie hätten die Gefangenen endlos gequält und gemartert. So ist es in Rußland.

Sie wollten diesem Lande das gleiche Los bereiten.

Was wird mit ihnen geschehen?

Die Angst malt entsetzliche Bilder.

Aber diese Furcht ist schlimmer als ihr Schicksal.

Sie können glücklich sein, daß Hitlers Wille über der SA. steht. Er bannt die Rache.

So trifft sie nur das Gesetz.

Arbeit ist ihre schwerste Strafe. Ihr übergibt sie die SA. Sie hat ihre Pflicht getan, das andere ist Sache des Staates, dem sie dient.

Sie ist bereit für die nächste Aufgabe.

Der Führer stellt sie ihr.

Die Ereignisse folgen schnell aufeinander.

Plötzlich und unerwartet erreicht sie der nächste Befehl.

Es ist am Feiertag der deutschen Arbeit.

Die SA. ist seit aller Frühe im Dienst.

Fritz Helbig hat den Auftrag, mit seinen Männern die Absperrung zu sichern. Die Ketten sind gebildet. Reibungslos vollzieht sich der Aufmarsch.

Es ist ein strahlender Tag. Die Sonne leuchtet von einem wolkenlosen Himmel. Ihr Schein liegt auf dem endlosen Feld, auf das sich unaufhörlich Menschenströme ergießen.

Das ist das arbeitende Berlin.

Der junge Sturmführer blickt auf die nicht endenden Züge. Er weiß, daß vor einem Jahr von diesen Menschen noch Tausende unter den blutigen Fahnen des Marxismus marschierten.

Seine Gedanken fliegen zurück.

„Maifeier!" Was war das früher?

Der Tag, der Solidarität bedeuten sollte, war in dieser Stadt voll Haß und Wut. Barrikaden wuchsen auf, Schüsse knallten in den Straßen. Dann trug man die Opfer zu Grabe.

Und nun ist das so geworden: „Feiertag der Nation!"

Mensch neben Mensch, unzählige Köpfe, ein Block, eine Einheit, ein Volk. Das Hakenkreuz ragt riesengroß darüber, sieghaft und beherrschend.

Es leuchtet in der hellen Sonne, und die Hunderttausend blicken zu ihm empor.

Das ist Symbol.

Ein plötzliches Glück flutet durch Fritz Helbig. Die Erfüllung eines geliebten Traumes wird ihm in diesem Bild bewußt.

Er nimmt die Stunde als schönsten Lohn seines Kampfes und erkennt an ihr die Größe der Tat, die sie, die Männer der SA., winzige Räder im großen Schicksal, vollbracht haben. Sie haben Geschichte geschrieben.

Die Hunderttausende jubeln an diesem Tage dem Führer zu.

Als der Abend sich senkt, als in den dunkelnden Himmel eine

Symphonie des Lichtes steigt, die als zuckendes Feuer in die Nacht prasselt, erhält Fritz Helbig einen Befehl.

Sein Dienst ist an diesem Abend noch nicht zu Ende.

In den Nachtstunden erhalten die Sturmführer die Weisungen. Am nächsten Morgen führt die SA. in allen Städten die befohlene Aktion durch.

Sie besetzt schlagartig sämtliche Gewerkschaftshäuser, die in dem Lande die letzten Stützpunkte des Marxismus sind. Sie entreißt ihm die Organisationen der Arbeitervertretung und führt sie aus dem Mißbrauch zu Parteiinteressen ihrem eigentlichen Sinn und Zweck zu.

Sie werden als wichtigster Bestandteil in den ständischen Aufbau der Nation eingegliedert.

Aber das ist nicht mehr die Sache der SA.

Sie hat den letzten Widerstand beseitigt und den Durchbruch zum nationalsozialistischen Staate erzwungen.

Sie hat ihre Aufgabe erfüllt.

Erfüllet das Erbe

Um den Sinn des Kampfes

Was soll die SA. noch?

Hat sie nicht ihre Aufgabe gelöst, ist der Staat nicht für Hitler erobert?

Der SA.-Mann fragt noch nicht.

Er trägt die Kraft des Kampfes noch in sich, ihr Schwung schleudert ihn weiter und läßt es ihn zuerst nicht bewußt werden, daß sein Dienst beginnt, Selbstzweck zu werden. Dieser Dienst ist ihm allmählich zur Gewohnheit geworden, er nimmt ihn vollständig in Anspruch, ohne ihn innerlich ganz zu erfüllen.

Das ist eine große Gefahr, durch die die Idee des politischen Soldatentums, dessen Träger der SA.-Mann sein soll, erschüttert werden muß.

Diese Gefahr ist ungeheuer, weil gerade jetzt die neuen Kameraden in der SA. zu dieser Idee erzogen werden sollen.

Man hat in diesem Jahre die Reihen der braunen Armee geöffnet. Viele Tausende sind gekommen, man wählte die besten von ihnen. Denn es ist eine Ehre, das braune Hemd tragen zu dürfen. Das sollte immer so sein.

Wer ist ihrer würdig? Das ist eine Frage der Innerlichkeit, auf die erst die Zeit die Antwort geben kann. In ihr muß sich die Gesinnung der neuen Männer offenbaren.

Der alte SA.-Mann ist mißtrauisch. Er fragt: „Warum kommt ihr jetzt erst zu uns, da die Schlacht geschlagen ist?"

Er sieht es nicht gern.

Er ist der SA.-Mann. Das ist etwas Stolzes und Einmaliges, das er sich in bitteren Jahren erkämpft hat.

Und nun sollen andere den Namen tragen dürfen, die nichts dazu getan haben? Die zugesehen haben, oder die sich vielleicht entgegenstemmten bis zuletzt?

Aber der Befehl will es so. Und es liegt etwas Großes darin, den Irrtum des anderen vergessen zu können, wenn er jetzt guten Willens ist. Alle sind deutsche Volksgenossen!

Der SA.-Mann erkennt es und gehorcht.

Er reicht den neuen Kameraden die Hand.

Sie zu der Gesinnung der SA. zu erziehen, ist jetzt seine Aufgabe. Sie ist ungeheuer schwer.

Den neuen Männern fehlt das Erlebnis des Kampfes. Dies ihnen zu vermitteln und lebendig zu erhalten ist die Pflicht der alten SA.-Männer. Aber können sie das aus sich heraus? Müßten sie nicht erst in sich selbst die Idee vertiefen und ihr Wollen kristallklar begreifen, ehe sie das den anderen verständlich machen können? Was sie bisher instinktiv und gefühlsmäßig in sich trugen, das muß ihnen nun bewußt werden, ganz klar muß ihnen die Einheit ihrer Gesinnung sein, damit sie ohne Gefahr den neuen Blutstrom in ihre Gemeinschaft aufnehmen und in ihr aufsaugen können.

Aber ist das so?

Der SA.-Mann versucht aus seinem Gefühl heraus die Aufgabe zu lösen.

Wie könnte er den neuen Kameraden sein Erlebnis deutlicher machen, als auf Lastautofahrten und Märschen! In ihnen hofft er den Anklang an die Zeit des Kampfes zu finden. Aber die Augenblicke, in denen sie das Erlebnis packt, werden selten.

Es sind glückliche Momente, in denen auf einmal alles in ihnen aufbricht, was früher war. Da singen sie plötzlich die alten Kampflieder, Not und Haß werden wieder in ihnen

lebendig und lassen sie ihre Gemeinschaft erkennen. Dann umfängt sie alle auf einmal die alte, rauhe und herzliche Kameradschaft, in die sie die neuen Männer mit einschließen. In diesen Stunden lernen manche von der jungen Mannschaft begreifen, daß die SA. ein Schicksal ist. Und wenn sie innerlich dazu gehören, dann geloben sie sich, es nun mit den andern gemeinsam tragen zu wollen.

Überall im Lande marschiert die SA. durch die sommerlichen Wälder und Felder.

Das ist das Bild an den Sonntagen: Endlose Marschkolonnen ziehen in das Gelände. Sie lassen die Stadt hinter sich.

Was sollen sie noch in den Straßen, zwischen Stein und Asphalt?

Der Kampf ist vorbei. Sie glauben es.

So ist das in diesem Jahr in der SA.

Aber schnell verblüht der Sommer.

Gelb steht das Korn auf den Äckern und harrt des Schnittes.

Staubig sind die Blätter der Bäume, die an den Landstraßen stehen.

Müde neigt sich der heiße Tag, und glühend versinkt die Sonne wie ein purpurner Ball in dem Dunst.

Da ist ein Abend, an dem klingt irgendwo draußen ein Lied über die Felder.

Singend marschiert ein Trupp SA.

Fest und bestimmt ist der Gesang, er gibt den Rhythmus.

Vorne geht der Sturmführer, hinter ihm der Träger der Fahne, ihr folgen die Männer. Gleichmäßig ist der Schritt, und die Arme fliegen im Takt.

So marschieren sie über die endlose Straße, die sich in der Ferne verliert.

Sie fragen nicht nach dem Ziel, sie folgen immer der Fahne, und das Lied zieht mit ihnen.

Ist die SA. nicht immer so marschiert, über endlose Straßen nach fernen Zielen und hat nicht gefragt?

Ja, so ist das gewesen.

Dann ist die SA. auch heute noch dieselbe, die sie damals war?

Das ist die Frage, auf die es ankommt!

Glauben diese Männer noch an das ferne und ewige Ziel ihrer Sehnsucht und ihres Hoffens, das doch immer unerreichbar bleiben wird, weil es Vollendung bedeutet, die es auf dieser Welt nicht gibt? Tragen sie noch dieses göttliche Streben als tiefsten Sinn in sich?

Dann muß ihr Weg jetzt zur Verinnerlichung führen, sie müssen um die Seele des Volkes ringen, wie sie vorher um die Macht gerungen haben.

Wie aber, wenn sie glauben, die Erkämpfung der Macht wäre schon die Erfüllung, weil man es ihnen so sagt, und die es sagen, legten das Ziel nach außen!

Das wäre ein verhängnisvoller Irrtum, er würde mit dem Ziel auch die Männer in gleicher Weise verändern. Er würde den Sinn der SA. verkehren.

Kurt Hecker fühlt an diesem Abend zum erstenmal diese Frage in sich brennen. Aber die Gedanken sind ihm unklar und verschlungen, er kann sie nicht entwirren, und die Antwort bleibt ihm versagt.

Die Stürme der beiden Freunde liegen in einem kleinen Dorf im Quartier.

Die Männer sind von einem langen Marsch ermüdet. Sie haben sich in das Stroh geworfen und nicht einmal die kleine Kneipe beachtet, aus der trüber Lichtschein auf die dunkle Dorfstraße fällt.

In der Nacht schreckt Kurt Hecker plötzlich aus dem Schlaf. Er hört das Atmen der Männer. Das Stroh rasselt und knistert, wenn sich einer von ihnen bewegt.

Graues Dämmerlicht dringt durch die Ritzen in den Raum. Es läßt die Gesichter seltsam weiß aus dem Schatten tauchen.

Kurt Hecker richtet sich auf. Es ist plötzlich ein Gedanke in ihm, den er nicht abschütteln kann:

„Was sollen wir hier?"

Und auf einmal scheint ihm jedes einzelne Gesicht dieselbe Frage zu stellen und sie sofort zu beantworten. Diese Antwort findet Kurt Hecker selbst für jeden der Männer, und sie ist jedesmal anders.

Da wird ihm klar, daß keiner der Männer weiß, warum er marschiert, und es erscheint ihm alles unsinnig und zwecklos.

Er begreift, daß er in dieser Minute daran verzweifelt, daß der Sinn der SA. sich noch erfüllen kann, wie er ihn sieht, und er erkennt, daß sie alle weiter von ihm sind als je zuvor.

Die Unruhe treibt ihn hinaus.

Leise erhebt er sich und tritt in den grauenden Morgen.

In tiefem Schlaf liegt das Dorf.

Vogelstimmen stehen in großer Stille. Sie klingen aus alten Kastanien, die sich schützend über die kleine Kirche breiten.

Ein schmaler Feldweg öffnet sich seitwärts.

Kurt Hecker schreitet zwischen Äckern, auf denen aus reifem Korn Blumen rot und blau hervorleuchten. Aber er sieht die Farben nicht und empfindet nicht den Duft der Erde.

Die Gedanken quälen ihn, und die Natur ist ihm verschlossen. Er grübelt über die Frage, die ihn emporgerissen hat. Er sucht nach dem Sinn der SA. und erkennt, daß ihr Weg jetzt nicht mehr der ist, an den er geglaubt hat. Schmerzhaft wird ihm das deutlich, weil sein Schicksal zu eng mit der SA. verknüpft ist, als daß er es lösen könnte. Er weiß nicht, was er mit seinem Leben anfangen sollte, wenn es doch geschehen müßte. Würde es nicht leer und zwecklos werden? Was sollte es dann ausfüllen?

Kurt Hecker bleibt stehen. Das Schicksal dieser Entscheidung

muß die Kameraden, mit denen er sich im Sinne eins weiß, genau so treffen wie ihn. Was soll aus ihnen werden? Das sind Menschen, die nie Bürger werden können. Sie müßten in der Enge verkümmern, wenn sie es versuchen würden.

Unbewußt streift Kurt Hecker über die neigenden Halme des Feldes.

Gedankenlos läßt er die Ähren durch die Finger gleiten.

Das ist die Frucht der Erde!

Wie ein Wunder wird sie ihm plötzlich bewußt, und auf einmal fühlt er in dem Spiel die heilige Gabe des Landes in seiner Hand.

Da sieht er den Nebel auf den Wiesen und die zierlichen Tropfen an den Gräsern am Wege. Er fühlt die Schönheit des Morgens in den zartrosa Wolken am fernen Himmel, und sein Herz wird andächtig und weit.

Die ersten Strahlen der Sonne brechen aus erglühendem Horizont. Sie schneiden in die weißen Nebel und lassen Millionen Tautropfen wie Diamanten aufleuchten. Sie fluten über das wogende Feld und vergolden die Ähren.

In der Ferne schreitet ein Bauer mit langsamen Schritten über den Acker. Er steht als ein schwarzer Schatten gegen die Sonne.

Jetzt nimmt er die Sense von der Schulter. Mit weit ausholenden Strichen beginnt er, das reife Korn zu mähen, und die Halme fallen im Schwung.

Da wird Kurt Hecker das feierliche Bild eine schicksalhafte Vision, die ihm den Sinn des Lebens offenbart, den er mit Freuden bejaht. Das war zuerst und es wird immer sein: Das heilige Land, das die Frucht trägt. Ihm haben sie geopfert und um es gekämpft. Da liegt es, und sie können es sich noch fester und inniger erringen.

Das ist die Aufgabe, die sie ausfüllen kann, wenn sie nach dem Sinn zu fragen beginnen.

Er wendet sich dem Dorfe zu, und der graue Weg ist bunt und voller Sonne.

Vor den ersten Häusern trifft er den Freund.

Die beiden setzen sich auf einen Baumstamm, der am Wege im Grase liegt. Sie blicken schweigend in das goldene Licht über den Feldern.

Minuten vertropfen ihnen in wunschloser Ewigkeit, in denen sie die Natur als eine Einheit empfinden, zu der die Gräser, die Blumen, die Bäume und der Himmel gehören wie das Summen der Bienen und das ferne Dengeln einer Sense, das weither über die Äcker schallt. Das alles verschwimmt zu einem glücklichen Sein, dem sie sich ganz hingeben.

Das erwachende Leben des Dorfes reißt sie erst aus dem Traum. Kurt Hecker blickt auf den Freund, der langsam aus der Versunkenheit der Gedanken zurückfindet. Warm und voll liegt das Sonnenlicht auf seinem Gesicht, und er trinkt es mit halbgeschlossenen Augen in sich hinein.

Aber Kurt Hecker erscheint das Gesicht des Freundes in diesem Licht plötzlich schmal und müde, als ob es eine Enttäuschung trüge, und er will es ergründen, weil er den Grund zu ahnen glaubt. Sucht er auch nach dem Sinn der Pflicht, die zu tragen er übernommen hat?

Kurt Hecker trifft mit seiner Frage den Kern der Sache: „Willst du bei der SA. bleiben?"

Fritz Helbig fährt empor und starrt den Freund an. Er fühlt seine Gedanken plötzlich vor sich ausgesprochen, und da er sie verborgen hielt, überrascht ihn die schonungslose Härte der Frage. Er sucht nach einem Ausweg:

„Wie meinst du das?"

„So, wie ich es sagte", erwidert Kurt Hecker ruhig. „Und ich fragte deshalb, weil wir uns darüber klar werden müssen, ob es auch jetzt noch notwendig ist, daß wir dieser SA. unsere Zukunft opfern. Wir marschieren einen Weg, den wir nicht für

richtig halten und auf dem wir nicht mehr nötig sind. Warum sollen wir noch bleiben?"

Er will den Freund prüfen und sagt es leichthin, als wäre es nicht ein schmerzhafter Entschluß. Aber dann muß er ihm helfen und deutet ihm an, daß er den Grund seines Zweifelns versteht: „Du hast der SA. deinen Beruf geopfert, um ihr auch jetzt noch treu bleiben zu können. Denn es ist doch so, daß wir alle nur eine Pflicht ganz ausfüllen können: die als Sturmführer in der SA. oder die auf der Arbeitsstelle. Das läßt sich nicht miteinander verbinden, und wenn wir es versuchen, werden wir entweder schlechte Sturmführer sein, oder wir füllen unseren Beruf nur halb aus."

Fritz Helbig nickt. Das ist die Frage, die sie alle zu lösen versuchen. Aber der Freund spricht weiter und trifft mit einem plötzlichen Satz seinen Zweifel:

„Du hast die SA. gewählt und weißt heute schon nicht, ob es nicht sinnlos war, auf den Beruf zu verzichten. Und es ist sinnlos, wenn man aus der SA. etwas anderes machen will, als was wir bisher in ihr sahen. Denn dann braucht man uns nicht mehr.

Und ich glaube, es ist schon so weit."

Fritz Helbig fühlt, daß der Freund recht hat. Aber er wehrt sich gegen die Erkenntnis, weil sie ihm zu schmerzlich ist. Er denkt an den Tag, an dem Herbert Strowig aus ihren Reihen ging. Haben sie sich nicht damals für die SA. entschieden?

Er will ihm sein eigenes Wort entgegenhalten:

„Hast du nicht selbst gesagt, daß wir alten SA.-Männer unersetzlich und notwendig sind, solange es eine SA. gibt?"

Kurt Hecker erkennt seine Worte und erinnert sich der Stunde, in der er sie fand. Damals glaubte er an die Mission der SA. Und es wird ihm plötzlich wie ein körperlicher Schmerz bewußt, daß er jetzt nicht mehr daran glauben kann.

Er kennt den Grund und deutet ihn dem Freund ganz klar:

„In der SA., die ich meinte, wurde der Typ des politischen Soldaten geboren. Zu ihm gehören wir.

Wir glaubten, es sei unsere Aufgabe, diese Idee des politischen Soldatentums so in der SA. zu vertiefen, daß durch diese Gesinnung in ihr das Gesicht einer — ich sagte damals — neuen Rasse — geprägt wird. Das ist das Ziel, dem wir zu dienen gelobten, es ist das Ziel, das Adolf Hitler uns so zeigte, als er zum erstenmal diesen Begriff des politischen Soldaten für die SA. fand.

Heute wendet man sich davon ab. Soldaten möchte man aus uns drillen, die über Geländeübungen und Paraden den Nationalsozialismus vergessen. Aber ich kann nicht glauben, daß es der Wille des Führers ist. Doch die uns heute kommandieren, berufen sich auf ihn. Es sind unsere Vorgesetzten, und wir müssen ihnen folgen, wenn wir nicht Meuterer sein wollen. Darum müssen wir gehen, wenn wir einsehen, daß wir auf dem Weg nicht mehr mitmarschieren können, den man eingeschlagen hat, und den wir doch nicht hindern können. Ist es nicht so?"

Schweigen steht zwischen ihnen.

Sie finden keinen Ausweg, und sind doch beide zu tief in der SA. verwurzelt, als daß sie sich aus ihr reißen könnten. Sieben Jahre des Kampfes haben sie an die Fahne geschmiedet. Sie können sie nicht anderen lassen und selber von der Ferne grüßend stehen, wenn die Kameraden marschieren.

Ein Hornruf stößt in den Morgen.

Es ist Zeit zum Antreten.

Die beiden erheben sich und gehen zu ihren Stürmen.

Es ist Fritz Helbig willkommen, die Entscheidung hinausschieben zu können. Er ruft dem Freund zu:

„Wir sprechen heute abend noch einmal darüber!"

Dann hat sie der Dienst.

Da wirbeln Trommeln, Kommandos erschallen über die erstarrenden Reihen. Jeder Mann steht auf seinem Platz,

keine Bewegung ist in den Kolonnen, nur die Fahnen knattern im Wind.

Das ist das Bild, das sie kennen und lieben. Und das Volk grüßt die braunen Kolonnen. So ist die SA.

An diesem Tag, der hell und sonnig über den Feldern leuchtet, in den die Lieder springen und die Trommeln und Pfeifen schlagen und gellen, verblassen Fritz Helbig die Zweifel auf dem fröhlichen Marsch.

Es darf nicht so sein, wie es der Freund sagte! Kann er nicht zu schwarz gesehen haben?

Fritz Helbig will es hoffen.

Es muß sich in der Zeit erweisen. Haben sie nicht warten gelernt?

Müssen sie nicht versuchen, das, was sie als falsch in der SA. erkennen, abzustellen, indem sie mit ihren Führern darüber sprechen?

Das muß möglich sein!

So deutet es Fritz Helbig am Abend dem Freund.

Sie setzen sich eine Frist. In einem halben Jahr muß sich der Weg der SA. klar entschieden haben.

Sie werden ihre Nöte vor ihre Führer tragen, sie müssen sie verstehen und ihnen das Ziel künden.

Sind es nicht Männer, die sie kennen, und denen sie bisher vertraut haben?

Die beiden Freunde ahnen nicht, daß manche von diesen Führern damals schon einen Marsch begonnen haben, dessen Ziel sie ihnen nie deuten werden, weil sie selber nicht wagen, die letzten Konsequenzen dieses Marsches auszudenken, der in ein blutiges Schicksal führen kann.

Das aber erfüllt sich erst später, und dann anders, als die glauben, die es vermessen herausfordern.

Die Mahnung der Toten

Wenn die Buntheit des Herbstes erstirbt, erschauert der Mensch unter den ewigen Gesetzen der Natur, die Werden und Vergehen in unabänderlichem Wechsel bedeuten, und die Flüchtigkeit seines Lebens wird ihm bewußt.

Die Sonne verblaßt, dunkel und trübe werden die Tage und hüllen sich in Nebel.

An einem von ihnen gedenkt die SA. ihrer Toten. In die Dämmerung, die sich frühzeitig über die Müdigkeit dieses Tages senkt, fallen dumpfe Trommelwirbel. Fackeln glühen auf und stehen rot und zitternd über endlosen Kolonnen. Das feuchte Tuch der Fahnen hängt schwer an den Schäften und birgt seine leuchtende Farbe unter schwarzen Schleiern.

So marschiert die SA., und ihr Marsch ist voller Schweigen. Er führt zu den Gräbern der Gefallenen.

Düster und traurig ist der weite Friedhof. Er liegt still und einsam in der großen Stadt, und seine nackten Bäume verschwimmen in grauem Nebel.

Starr und regungslos stehen Totenwachen an den Hügeln, die an diesem Tage frische Kränze decken.

Schwer wird vor ihnen der Schritt der Männer, die stumm vorüberziehen. Sie grüßen die toten Kameraden, und wenn sie die kannten, die dort schweigend ruhen, ist es ihnen seltsam, daß sie noch leben dürfen, während jene fielen. Die Bestimmung des Schicksals ist ihnen voller Rätsel, und sie gehen tief in sich hinein, um zu ergründen, was sie nicht verstehen können.

Beginnen sie in diesen Minuten innerer Einkehr zu erkennen, daß sie alle zu schnell vergessen, seitdem sie nicht mehr kämpfen müssen?

Die Stunde der Besinnung ist Notwendigkeit.

In offenem Viereck erstarren die braunen Reihen. Sturm steht neben Sturm.

Feuer lodert aus mächtigen Schalen in den dunklen Himmel. Es reißt die heiligen Fahnen aus der Tiefe der Nacht, und sie erglühen blutig lebend im Widerschein.

Sie flattern heute über der Stadt und dem ganzen Lande. Die Toten haben in ihnen gesiegt.

Aber der Sinn ihres Opfers muß sich immer wieder von neuem in den Lebenden erfüllen. Wehe, wenn die dessen nicht mehr gedenken.

Die Stunde ist eine furchtbare Mahnung. Wird sie verstanden?

Groß und erhaben ist die unsterbliche Idee. Sie fordert mutige und starke Herzen, und die sich ihr verschworen haben, dürfen nie über der Not der Alltäglichkeit den Schwur vergessen. In dieser Stunde müssen sie aufs neue vor der Hehre des Zieles erbeben, dem sie dienen dürfen und sich vor ihm in Andacht beugen.

Dann werden ihre Herzen wieder weit, hinter sich lassen sie die Enge der erbärmlichen Zweifel in Beschämung vor dem Opfer der Toten, und der Sinn dieses Opfers und ihres Kampfes wird ihnen deutlich. Er gilt einzig und allein dem Glück einer Zukünftigkeit.

Verlangen es nicht viele schon jetzt für sich?

Aber die aufrüttelnde Stunde darf nicht in Vergessenheit versinken. Sie muß ein heiliges Feuer in den Herzen der Männer entzünden, daß es ewig in ihnen brenne:

Denkt an die toten Kameraden!

Denkt an die Opfer!

Seid ihrer würdig!

Seid getreu!

Die Mahnung ist eine furchtbare Notwendigkeit für die SA. geworden. Wird sie beherzigt?

Noch einmal kann das Geschick des ganzen Landes davon abhängen.

Ahnungslos marschiert die SA.

Sie weiß nicht, daß sie eine ungeheure Belastungsprobe ertragen muß.

Sie steht unvorbereitet an einem Abschnitt ihres schicksalhaften Weges, in dem sie sich in schwerer Krise beweisen muß, ohne sie in ihrer Gesamtheit als solche zu erkennen. Das aber ist gerade die große Gefahr, daß der einzelne Mann, plötzlich in diese Nöte gestellt, sie aus eigener Kraft überwinden muß, ohne daß ihm der Weg gezeigt wird. Manche zerbrechen daran.

Was geschieht?

Eine ungeheure Umstellung vollzieht sich in der SA.

Sie ist notwendig.

Der SA.-Mann wandelt sich vom Staatsfeind zum Staatsbürger.

Was bedeutet das?

Es bedeutet, daß die Männer der SA., die endlose Jahre gegen den Staat der Vergangenheit gekämpft haben, nun beginnen sollen, am Aufbau des neuen Reiches zu helfen. Das wäre eine Selbstverständlichkeit.

Sie ist es, und die SA. ist zu ihr bereit.

Aber dennoch bedeutet sie für diese SA. eine große innerliche Wandlung.

Und das ist so, weil die Männer der SA. in dem jahrelangen harten und erbitterten Kampf gegen jede Macht des Staates zu revolutionären Menschen geformt wurden, in denen die Auflehnung zum Prinzip geworden ist. Das ist jetzt eine Gefahr, die nicht zu vermeiden war.

Für den Kampf der SA. waren keine Bürger zu gebrauchen. Landsknechte, Idealisten, Menschen voller Unruhe, ewige Soldaten haben ihn ausgefochten.

Ihr unruhiges Blut fließt auch jetzt noch in der SA. Kann es so schnell zur Ruhe kommen?

Aber es ist nicht nur das.

Die alten SA.-Männer haben in ihrem harten Kampf vor Gesetz und Staatsmacht alle Achtung verloren. Sie mußten es, weil sie das alles nur als Waffen des Gegners fühlten, die er anwandte, wie es ihm nützlich schien. Gesetz und Staatsmacht waren ein Teil von dem, das sie „System" nannten. Sie verstanden darunter alles, was mit diesem Staate zusammenhing, und ihr Haß galt seinen Einrichtungen, wie den Männern, die sie schützten und repräsentierten, in gleicher Weise.

Sie waren des SA.-Mannes Feinde, vom Minister bis zum Polizeibeamten, weil sie diesem System dienten, für das er nur Abscheu und Verachtung hatte. Ihre Feindschaft hatte er zu oft persönlich kennenlernen müssen, als daß er sie noch sachlich vergelten konnte. Bonzen und Bürokraten nannte er sie bestenfalls und überschüttete sie mit beißendem Hohn. Er war seine schärfste Waffe.

Allem, was diese Männer sagten oder taten, stand der SA.-Mann in instinktiver Ablehnung gegenüber! Er zerfetzte es in haßerfüllter Kritik. Er mußte sie für alles, was unter diesem System geschah, bereit haben, um es einmal restlos und endgültig hinwegfegen zu können.

Und nun ist es geschehen.

Alles ist auf einmal ganz anders geworden.

Der nationalsozialistische Staat ist geboren.

In ihm sind seine Führer die Minister, die Beamten sollen Diener seines Staates sein, und die Polizisten sind seine Kameraden geworden, die er grüßen muß.

Die Achtung vor Gesetz und Staatsautorität ist für den SA.-Mann nun eine Pflicht geworden, die er als erster zu beweisen hat, weil man sie von ihm als Vorbild im neuen Staate erwartet. Er ist der Repräsentant dieses ganzen Landes geworden, weil er die Bewegung verkörpert, die es erobert hat. Das ist eine schwere Verantwortung. Wird sich der SA.-Mann ihrer immer und stets bewußt werden?

Der SA.-Mann liebt das neue Reich aus heißem Herzen, denn er hat es sich bitter erkämpft. In diesen harten Jahren des Kampfes ist in Not und Haß ein schönes Deutschland der Zukunft sein glücklichster Traum und seine ganze Hoffnung gewesen. Er hat vielleicht kaum geglaubt, diese Zukunft selber erleben zu können.

Und nun geschieht es, er sieht ihren Anfang. Aber dieser Anfang ist eine harte Wirklichkeit. Sie kann beglücken, wenn man Notwendigkeiten versteht, sie enttäuscht, wenn man Unmögliches erwartete.

Aber es gibt Idealisten und Schwärmer in der SA., die die Not des entsetzlichen Kampfes nur ertragen konnten, weil das Zukunftsbild eines glücklichen Landes tröstend vor ihrer Seele stand. Wenn ihnen dieses Bild Kraft und Mut zu ihrem Opfer gab, darf man sie darum nicht verlachen. Man muß verstehen, daß diesen Menschen die Erkenntnis schwer ist, daß der neue Staat nicht in einem Jahre alle Ungerechtigkeiten im Lande bannen kann.

Doch es sind viele, die nicht begreifen können, daß der Sozialismus Zeit braucht, um zu reifen. Sie meinen, der Staat könne ihn erzwingen und verstehen nicht, daß er Gesinnung des ganzen Volkes sein muß, um wirklich wahrhaft zu sein.

Und so ist es mit manchem in diesem neuen Reich.

Aber den Ungeduldigen geht es zu langsam.

Sie beginnen über dem, was noch nicht so ist, wie sie gehofft haben, das zu vergessen, was schon alles geschafft ist.

Sie bedenken nicht, daß dieses Land von einer feindlichen Welt umgeben ist, die ihm das Gesetz des Handelns vorschreiben möchte. Aber sie müssen das bedenken, ehe sie beginnen, eine fruchtlose Kritik zu üben, die zum Verbrechen an der Nation wird, weil sie den Beifall dieser feindlichen Welt finden würde.

Das ist die Gefahr.

Sie ist riesengroß für das neue Deutschland.

In dieser Stunde ist Selbstdisziplin Pflicht für die alte SA. Und es ist Pflicht der Führer dieser SA., sie ihren Männern täglich in Beispiel und Erziehung zu weisen. Sie müßten es ihnen deuten, daß dieser Staat erst in einer Entwicklung begriffen ist, die nach dem festen Willen Adolf Hitlers unveränderlich auf die endliche Erfüllung der alten und unverrückbaren Forderungen des Nationalsozialismus gerichtet ist.

Dann ist alles eine Sache des Glaubens.

Ihn hat die SA. noch jedesmal bewiesen.

Sie würde es auch jetzt, wenn man ihr den Weg zeigte.

Aber geschieht das?

Reißen die Führer der SA. ihre Männer aus der plötzlichen Unsicherheit wieder zu Glauben und Vertrauen empor?

Sie können es nicht.

Sie sind in ein Verhängnis verstrickt, dem sie sich nicht mehr entwinden können. Es wird ihr Schicksal.

Was geschieht mit der SA.?

Der einzelne Mann trägt die Entscheidung über ihr Geschick in sich selbst. Er ist ganz auf sich allein gestellt. In seinem Herzen ruht das Gebot seines Handelns. Wird er getreu sein?

Das ist die entscheidende Frage. Auf ihr liegt noch einmal das Geschick des ganzen Landes. Ein Ja bedeutet Aufbau, Glück und Zukunft, die Verneinung Blut, Elend und Vernichtung.

Aber diese Bedeutung wird sich erst erweisen, wenn die Entscheidung schon gefallen ist. Man kann sie damals noch nicht erkennen, denn dem Menschen ist das Ende des Weges, den er schreitet, dunkel und verschleiert. Und dunkel und verhüllt wie dieses endliche Schicksal ist auch das Ziel des Weges, den die Führer dieser SA. marschieren wollen.

Kennen sie es selbst?

Ihre Männer wissen es nicht. Ihnen wird es nicht aufgezeigt. Sie verstehen diesen Marsch nicht mehr, wie sie vieles nicht mehr verstehen können.

Sollen sie denn zweifeln und unzufrieden werden, um zu einer Tat bereit zu sein, die ihre Führer am Ende ihres Marsches erhoffen?

Das wäre eine verbrecherische Hoffnung. Aber scheint sie sich nicht zu erfüllen?

Voller Unsicherheit steht der SA.-Mann in dem neuen Staat, den er selbst erkämpft hat.

Was soll er? Man sagt es ihm nicht.

Die alten Kämpfer, Landsknechte und Soldaten fügen sich der neuen Ordnung.

Sie muß wohl sein. Das begreifen sie.

Aber es ist schwer für sie, weil sie ein Leben voller Ungesetzlichkeit hinter sich haben.

Man will sie in den Arbeitsprozeß des neuen Staates eingliedern. Das ist notwendig, es ist eine selbstverständliche Pflicht.

Doch auch sie birgt Probleme.

Verlangt sie nicht von den alten Kämpfern, die der Staat aus einer jahrelangen Arbeitslosigkeit reißt, daß sie sich der Ordnung der neuen Arbeitsplätze fügen? Das ist schwer für diese Männer, denen alles dies gleichgültig und verächtlich wurde, weil der Inhalt ihres ganzen Lebens der Kampf war. Auch dieser Ordnung würden sie sich schließlich fügen.

Aber das ist nicht alles.

Verlangt man von den alten Kämpfern auch, daß sie sich auf diesen Arbeitsplätzen als ihren neuen Vorgesetzten Männern unterstellen sollen, denen sie sich durch ihr Erlebnis ungeheuer überlegen fühlen, weil sie in ihnen Bürger erkennen, die von ihrem gewaltigen und bitteren Ringen nichts gespürt haben?

Dieses Zusammentreffen ist nicht immer zu vermeiden.

Viele Menschen mit bürgerlicher Gesinnung, die in einem sorgenfreien Leben ihr Ziel und ihre Begrenzung findet, haben sich nach dem Sieg der nationalsozialistischen Revolution zu der neuen Staatsidee bekannt. Sie hatte in einem gesicherten Leben das endliche Geschick des Landes nicht gekümmert. Damals hatten sie nur Unverständnis und Spott für die unvorsichtigen Idealisten, die ihr ganzes Leben einer Idee opferten, die als staatsfeindlich galt.

Diese Menschen aber waren die ersten, die nach dem Siege dieser Idee erkannt hatten, daß die Dokumentierung der neuen Gesinnung für sie jetzt eine erfolgreiche Karriere bedeuten würde. Sie haben jede Gelegenheit benutzt, sich in Stellungen zu drängen und ihre Ergebenheit der neuen Regierung zu beweisen.

Sie taten das zu einer Zeit, als die Kämpfer noch an andere Dinge denken mußten. Jetzt ist ihnen das harte und verschlossene Gesicht des alten SA.-Mannes eine unbequeme Mahnung. Sie fühlen die unerbittliche Forderung dieses Mannes, auch wenn er noch nicht gesprochen hat. Diese Bürger glauben, ihre Posten verteidigen zu müssen. Sie berufen sich auf ihr Können und Wissen und wollen ihre Eignung auf dem Grundsatz des Nationalsozialismus begründen, daß die Leistung entscheide.

Sie vergessen, daß alles Wissen und Können nutzlos wäre, wenn der SA.-Mann das Reich nicht vor dem Chaos gerettet hätte.

Und das war die wirkliche Leistung, sie war Notwendigkeit. Sie war eine Sache des Charakters.

Ihn haben jene nicht bewiesen, die für ihre eigene Zukunft arbeiteten, als es galt, sich für die Zukunft des Landes zu opfern.

So sieht es der SA.-Mann.

Und er hat recht. Aber er versteht nicht, dieses Recht mutvoll und stolz zu behaupten.

Und auch das ist so, weil er die Kraft dazu nicht mehr in seiner Organisation finden kann, an deren Sinn er selbst zu zweifeln beginnt.

Und das ist ihm die letzte und schwerste Enttäuschung. Sie begann damit, daß er den Führern dieser SA. nicht mehr glauben konnte, die er plötzlich in einem üppigen Leben versinken sah. Er mußte erkennen, daß sie von ihm Pflichten verlangten, die sie selber nicht mehr erfüllten. Sie zwangen ihn auf einen Weg, den er nicht versteht, weil er fühlt, daß er ihn zu einem Zwiespalt führt, der zwischen ihm und dem Ziel, das Adolf Hitler gewiesen hat, aufreißt.

Die alten Männer in der SA. erkennen, daß man auf diesem neuen Wege ihre Treue und Gesinnung, die sie in bitteren Jahren bewiesen haben, nicht achtet. Und das ist das Ende dieser Enttäuschung: Sie beginnen, sich in dieser SA. zwecklos zu fühlen.

Das alles ist ein heimlicher und innerlicher Vorgang. Er wird von wuchtigen und glanzvollen Paraden übertönt. Auf ihnen glauben die obersten Führer dieser SA. ihre Organisation in einmütiger Geschlossenheit hinter sich.

Sie wissen, daß ihre SA. von einer Unruhe erfüllt ist.

Aber sie hoffen, diese Unruhe in die Richtung lenken zu können, die sie bestimmen.

Sie brauchen Soldaten, die nicht fragen, sondern die marschieren und — schießen, wenn sie befehlen.

Soweit hat es sich inzwischen entschieden.

Die Führer der SA. denken der Warnung, die in dem Geschick des Mannes liegt, der mit der SA. einen ähnlichen Weg marschieren wollte, spotten zu können.

Stennes wagte es, die Treue der braunen Armee zu Adolf Hitler auf die Probe zu stellen.

Er ist daran zerschellt.

Halten sie heute die Zeit für günstiger?

Die Führer der SA. können sich über die Folgen dieser Tat nicht klar sein.

Sie würden vor dem Blut erbeben, das aus ihr erwachsen muß, sobald der erste Schuß gefallen ist. Damals hätte Treulosigkeit der SA. das Ende der Bewegung bedeutet, heute wäre sie die Vernichtung der Nation.

Ernst und furchtbar ist die Mahnung der Toten: Seid getreu!

Die Pflicht

Frühling ist draußen im Lande.

Feucht atmet die Erde und trinkt erste Sonne.

Nackt sind die Felder, und Winde stürmen darüber.

Feucht ist die Luft und voll Herbheit.

Blätterlos sind die Wälder, doch ihre Knospen sind schon bereit, sich dem Licht zu öffnen. Leben keimt in unzähligen Samen und stößt durch den Acker. Erstes Blühen enthüllt sich mit zärtlichem Duft. Ihn tragen die stürmenden Winde weit über das Land, und ihre Herbheit vermischt sich mit Süße. So wehen sie über die Stadt.

Da erwachen die Menschen der Stadt von der Trübe des Winters und erkennen den Frühling. Sie spüren im Winde den Atem der Felder in ihren Straßen, und er erfüllt sie mit Sehnsucht nach dem natürlichen Leben, wenn ihre Seelen noch nicht zwischen Stein und Maschinen erstarben.

Aber die leuchtende Frühlingssonne versinkt fern in Dunst und Qualm hinter Dächern, und unendlich weit liegen die Äcker, von denen die Menschen der Stadt einstmals kamen. Sind sie ihnen nicht allen für immer verloren?

Doch in hellen Mondnächten steht wilder Zugvögel Schrei über dem Häusermeer, schwingt sich in die Träume unruhe-

vollen Blutes und erfüllt sie mit Sehnsucht nach Freiheit und Weite.

Das ist der lockende Ruf.

Fritz Helbig hört ihn.

Jahre sind ihm versunken, und es ist ihm, als wäre alles wie früher.

Vier Kameraden sieht er auf endloser Straße. Sie folgen dem Rufe der Ferne.

In ihnen erkennt er sich und die Freunde.

Dann verschwindet das Bild und verlöscht.

Eine andere Landschaft steigt auf.

Und wieder erkennt er die Freunde.

Sie sitzen in nächtlichem Wald um ein flackerndes Feuer.

Rot ist die Flamme und wirft zitternde Lichter. Sie knistert und sprüht.

Worte und Lieder fliegen über sie hin und her, doch sie verklingen, und die Erscheinung verschwimmt, wie vorher.

Ein neues, gewandeltes Bild sieht er deutlich.

Das ist derselbe Platz in dem Wald.

Doch das Feuer verlöscht, und erste Helligkeit steht über den Gipfeln. Das ist ein traurig verblassender Himmel mit kleinen Wölkchen, die irgendwo unwirklich schwimmen. Und eine dunkle Gestalt ragt gegen den seltsamen Himmel. Doch sie verschmilzt mit der Dämmerung, und nur ihr ernstes und stilles Gesicht leuchtet weiß aus der Ferne. Nahe ist es und unendlich weit und fremd zugleich und erscheint doch bekannt.

Da erwacht Fritz Helbig, und das Bild ist verweht. Aber er weiß nicht, ob das ein Traum war. Ist das nicht alles erst eben gewesen? Und er sinnt und findet sich doch nicht zurecht.

Doch plötzlich erkennt er den Sinn der letzten Vision. Wie ein aufleuchtender Blitz wirft sie Licht in ein dunkles Leben voll Rätsel, das ihm auf einmal voller Bestimmung erscheint.

Denn nun versteht er jene ferne Minute, die er seitdem vergaß: In ihr ahnte er Schatten um das Haupt des Freundes, der fiel.

Hans Surens Sein hat sich in dem Schicksal erfüllt, das ihm beschieden war. Das ist die Erkenntnis. Doch in ihr weiß Fritz Helbig zugleich, daß ein endloser Kampf zwischen dem Einst und dem Jetzt steht.

Er ist ganz wach.

Und in diesem Augenblick erscheint es ihm schmerzhaft deutlich, daß die Sinnlosigkeit, die er einst in dem Sterben des Freundes zu sehen glaubte, nun auf seinem eigenen Leben liegt, seit es ihm zwecklos wurde.

Warum blieb er übrig?

Fritz Helbig tritt an das geöffnete Fenster.

Da liegt die Stadt.

Sie haben sie nun erobert.

Aber das ist gewesen und längst vorbei, der Kampf ist zu Ende. Doch einige blieben aus ihm zurück, die nicht wissen, was sie noch sollen. Ihrem Leben gab die SA. allen Sinn. Sie finden ihn nicht mehr in ihr.

Was wird nun aus ihnen?

Zurück in die Bürgerlichkeit?

Fritz Helbig erkennt, daß er zu denen gehört, die das nicht können.

Hat er nicht die eigene Zukunft geopfert, als er zur SA. ging? Er wußte es ja.

Verschlossen ist alles.

Fern und vergessen liegt der Beruf.

Eine Stellung in irgendeinem Büro, um das Leben zu fristen?

Für die ganze Zukunft an eine gleichgültige Tätigkeit gekettet?

Fritz Helbig sieht sich im Gleichmaß des bürgerlichen Lebens versinken.

Doch das wird nicht sein.

Und er gedenkt des Freundes, der niemals die Enge ertragen

hätte. Aber er ist zu müde, um noch ein neues Leben zu erkämpfen. Nun ist es gekommen, wie Herbert Strowig es damals gedeutet hat, als er von ihnen ging: Der Kampf hat sie alle verbraucht.

Aber haben sie nicht ihre Aufgabe erfüllt, die ihnen das Schicksal gestellt hat? Jetzt dürfen sie müde sein, denn viele mit frischen Kräften sind heute bereit, das Werk zu vollenden. Ihn braucht man nicht mehr.

So glaubt es Fritz Helbig.

Er fühlt nun die Sehnsucht nach Weite und Freiheit ganz groß und lockend in sich.

Er will ihr folgen.

Niemand wird ihn vermissen.

Doch plötzlich denkt er an Kurt Hecker, und es erscheint ihm feige vor dem Freunde, heimlich zu gehen.

Er soll es wissen.

Kurt Hecker weiß es längst.

Er weiß um die Not des Freundes, weil sie seine eigene war. Aber er hat aus ihr den Weg für sie beide gefunden. Er fand ihn an jenem Morgen, an dem er aus Zweifeln aufstand, um den Sinn ihres kämpferischen Lebens in der Erde der Heimat zu erkennen. Sie allein kann ihnen beiden das Leben wieder sinnvoll machen, wenn sie in dieser Stadt an sich verzweifelten. In ihr sieht er die große und ewige Aufgabe, die er denen deuten kann, die nicht mehr wissen, wozu sie noch da sind. So hat es Kurt Hecker erkannt. Und dann hat er gehandelt und vorbereitet, was er als Notwendigkeit sah.

Das ist nun alles geschehen.

Jetzt sollen es die Kameraden wissen, damit sie ein Beispiel sehen. Es ist nötig geworden. Er will es ihnen geben, mit den wenigen, die ihm folgen werden, damit die anderen die Tat sehen und sich ihrer Kleinmut schämen.

Und dann ist ein Abend, da deutet Kurt Hecker den Kameraden die Pflicht.

An ihm steht er vor all den alten Männern, die er kennt, und von denen er weiß, daß sie sich in dem neuen Leben nicht zurechtfinden können.

Aber Fritz Helbig ist, als spräche der Freund nur zu ihm. Bild auf Bild des schicksalhaften Weges der SA. reißt Kurt Hecker aus der Vergangenheit. Sie ziehen vorüber in ihrer erschütternden Erinnerung, die an den Herzen der Männer rüttelt und sie der Mahnung öffnet, die aus ihr erwächst.

Da ist der Kampf.

Gedämpfte Trommeln, umflorte Fahnen am Grabe.

Das ist das erste Bild.

Denn so begann es.

Und dann diese Stadt.

Stein und Asphalt, kalt und ohne Erbarmen, und die Menschen voll Haß und Verhetzung.

Nächtliche Straßen, lauernde Feinde, Messer und plötzliche Schüsse.

Und sie sind die Opfer. Das ist ihr Dienst, Jahr um Jahr.

Verfolgung und Not, Grab und Gefängnis sind stete Drohung.

Doch sie sind SA., und das bedeutet Männer voll Glauben und Härte. Die beißen die Zähne zusammen und tragen das Haupt stolz in dem Hohn.

Sie halten die Fahne, unentwegt.

Ihr Spruch heißt: Und dennoch!

Das ist ihr Leben:

Massenversammlungen, Lastautofahrten und endlose Märsche. Und immer darüber die flatternde Fahne und ein gläubiges Lied.

Bitter und hart ist ihr Ringen.

Scheint es nicht endlos?

Vergeblich?

Schon sind Zweifel und Fragen: Wie lange?

Und dann Verrat.

Doch die SA. ist ja treu.

Sie besiegt den Verrat, die Zweifel und Fragen.

Denn das ist Verpflichtung zum Glauben: SA.

Und der Glaube ist stark.

Die letzte furchtbare Not versinkt vor ihm, und er zwingt den Sieg auf seine Seite.

Nur so ist es endlich erreicht:

Hitler die Macht!

Da grüßt die SA. den Führer der ganzen Nation in unvergeßlicher Stunde.

Bedeutet sie schon die Erfüllung?

Sie steht am Ende des ersten gewaltigen Abschnitts, doch das Ziel liegt in der Zukunft.

Sie bedeutet den Durchbruch.

Das ist der Sinn.

Aufgestoßen ist für das Volk an diesem Tage das Tor, das den Weg in Freiheit und Zukunft versperrte. Der Weg liegt nun vor ihm, doch auch er ist weit und voll Opfer, denn nichts gibt das Schicksal geschenkt.

Und das erste Opfer bringt die SA.

An diesem Tage fällt einer der Besten, doch sie verzichtet auf Rache und rettet das Reich.

Das ist die große Tat der Treue und Disziplin, die schwerer wiegt als die Vernichtung des Kommunismus. Denn das wird leicht, weil das Volk nun zu Hitler steht.

Das ist nun erreicht:

Eine Nation, ein Führer, ein Reich.

Hoffnung, die in besten Deutschen länger als ein Jahrtausend traumhaft gelebt, ist wirklich geworden.

Und diese Erfüllung wäre schon alle Opfer wert, die sie brachten.

Und doch ist sie erst ein Anfang.

Was ist das nächste?

Verwirklichung der Idee in dem ganzen Volk!

Das ist die Aufgabe.

Eine Gesinnung in sechzig Millionen: Nationalsozialismus!

Dann ist das ein eiserner Block, den nichts mehr zertrümmert, dann ist die Nation bereit für den Kampf um das Leben.

Und die SA.?

Sie bleibt, was sie immer gewesen: Träger und Bürge der großen Idee und Erzieher zu ihr.

So hat sie diesen Kampf vor langen Jahren begonnen, nur so kann sie ihn vollenden.

Beispiel sein, ist die Pflicht.

„Erfüllt ihr sie so?" Das ist die plötzliche Frage. Kurt Hecker hat sie gestellt, sie hallt in dem Raum.

„Erfüllen wir denn noch die Pflicht?

Sucht in den Herzen die Wahrheit, Kameraden!

Sind wir noch Beispiel?"

Und die Männer blicken verlegen, doch einer findet ein Wort, und es ist mehr als Ausrede:

„Wir können es nicht, weil man uns selber die Pflicht nicht zeigt und das Beispiel nicht gibt!"

„Wer ist allein unser Führer? Nur Adolf Hitler!

Er zeigt die Pflicht und gibt auch das Beispiel!

Glaubt ihr an ihn?"

Das ist die Wahrheit. An ihn glauben sie alle, wenn sie an anderen auch zweifeln.

Da hat sie Kurt Hecker.

„Was brauchen wir mehr, Kameraden?

Wir glauben an unsere Idee und unseren Führer so fest, wie wir immer geglaubt haben.

Ist das nicht genug, um weiterkämpfen zu können?"

„Und wenn es so ist, was soll uns das, wenn wir selber zwecklos wurden und uns niemand braucht?"

Das ist Fritz Helbig, der spricht.

Er nennt seine Not.

Kurt Hecker kennt sie.

Und es ist ein großes Glück in ihm, den Ausweg weisen zu können.

„Ihr seid nicht zwecklos, Kameraden, wir sind es alle nicht. Wir glauben es nur, weil uns niemand in der SA. mehr das Ziel nennt, für das wir marschieren. Wir glauben es auch, weil wir in dieser Stadt nicht in irgendeiner Bürgerlichkeit wurzeln können, die wir zu tief verabscheut haben, als daß wir je in ihr den Sinn unseres Lebens fänden.

Aber ist diese Stadt denn alles?

Weit ist das Land, ihm können wir dienen.

Ungelöste Aufgaben harren der Tat.

Sie bedeutet den Kampf, den wir jetzt alle vermissen.

Erscheint uns das Leben nicht leer ohne ihn?

Doch wir sind jung und haben die Kraft, unser Schicksal selbst zu gestalten. Was sollen wir in der Stadt zweifeln und kümmern! Da draußen können wir unser Leben beweisen.

Haben wir denn dieses Land nicht auch für uns selber erobert? Aber dieses Deutschland ist ja nicht diese Stadt aus totem Stein, es ist die weite, lebende Erde. Wir haben ein Recht auf sie, ihr wollen wir dienen."

Erstarrt sind die Gesichter der Männer.

Ist das ein Weg, ein Ziel?

Diese Erde?

Teil an ihr haben?

Und da spricht Kurt Hecker das Wort aus, das sie noch scheuen:

„Ich werde Bauer."

Das soll es sein?
Heißt das nicht Arbeit von früh bis spät?
Abweisend blicken die Männer und schütteln die Köpfe.
„Gemeinschaftssiedlung?"
Was soll ihnen das?
Aber Kurt Hecker kennt seine Kameraden genau.
Er will ja nicht überreden.
Beispiel will er geben im Dienen, die Tat will er zeigen, die Pflicht.
So trifft er die Zweifler.
„Es ist bequem, zu neiden und zu nörgeln.
Und es gibt manche, die glauben, sie hätten den Schwur schon erfüllt, den sie der Fahne schwuren, und wären der Pflichten nun ledig.
Doch das ist nicht wahr!
Nur der Tod löst von dem Schwur.
Wir haben zu dienen.
Es gibt viele Wege dazu.
Ich weise nur einen.
Ich zeige ihn denen, die zu mir kamen und sagten, sie könnten ein Leben ohne Kampf nicht ertragen und fühlten sich zwecklos.
Wart ihr das nicht selber?
Klagtet ihr nicht, ihr müßtet in den Büros und Fabriken ersticken und fändet euch nicht in die Ordnung zurück? Hattet ihr nicht bittere Worte für die Bürger und Bürokraten, die ihr als Leiter in den Betrieben nicht anerkennen wolltet, weil sie nicht Kämpfer waren?
Hier ist ein Weg, freie Menschen zu werden.
Wollt ihr ihn gehen?"
Kurt Hecker sieht schon gelöste Gesichter.
Verstehen sie ihn?
Da fragt ihn Fritz Helbig:
„Und du gehst selbst?"

„Das ist selbstverständlich!"

„Ich bin dabei." Fritz Helbig reicht ihm die Hand.

Und da sind auch schon mehr. Kurt Hecker erkennt in den Männern, die ihm folgen werden, Söhne von Bauern, die in diese Stadt verschlagen wurden, weil der Acker nicht langte.

Eine kleine entschlossene Gruppe, zehn Kameraden, mehr will er nicht. Sind sie schon bereit?

Er will sie ganz für die Tat gewinnen, und plötzlich fühlt er in sich diese Erde, der er die Männer zurückgeben will, damit sie nicht verlorengehen in der Masse. Sie spricht aus ihm, sie gibt ihm die Kraft und die Worte, daß sie tief in die Herzen fallen.

Da breitet sich der ewige Acker.

In ihm ruht die Saat, sie keimt und stößt durch die Scholle, sie wächst, reift und trägt die Frucht, die zugleich Brot und wieder Saat ist.

Der Bauer aber dient dem Volke der Gegenwart und Zukunft:

Er reicht ihm das Brot zum augenblicklichen Leben und legt das Korn in die aufgebrochene Erde als neue Saat, und so immer fort.

Aufsteigt die Vision eines Spätsommermorgens.

Felder wogen unter zerreißendem Nebel.

Goldene Ähren tauchen in erste Strahlen aufsteigender Sonne.

Aber über die Felder, die weit und endlos sich dehnen, schreitet eine Gestalt. Schwarz steht sie gegen das Licht und ist riesengroß.

Jetzt nimmt sie von der Schulter die Sense.

Das ist der Bauer.

Mit weitausholenden Streichen mäht er das reife Korn, und im Schwung fallen die Ähren.

Vor diesem Bild versinkt die Stadt mit ihren toten Steinen, der Acker ist Leben, Freiheit und Pflicht zugleich.

Er breitet sich denen, die heute bereit sind, ihm zu dienen, noch weit in der Ferne, irgendwo, im Osten des Reiches.

Aber die Ferne wird nahe, die toten Steine der großen Stadt versinken im Gestern, und die atmende Erde ist wirklich geworden.

Auf ihr erfüllt sich das Leben sinnvoll nach ewigem Gesetz.

Ewiges Deutschland

Deutschland!

Wogen zersprühen an schützenden Deichen, Brandung tobt an roten aufragenden Felsen. Ewig wechselnd ist das Gesicht des Meeres, zierliche Wellen trägt es und rollende Dünung.

Es rauscht vor grüner Marsch, vor sandigem Strand und gewaltig aufsteigenden Dünen.

Dahinter breitet sich weit das Land.

Wiesen und Äcker, Felder mit reifendem Korn. Breite Flüsse und Ströme sind blaue Bänder und wälzen mächtige Fluten langsam der See zu. Verstreute Wälder und riesige Forsten mit schweigenden Wassern darin, leuchtende Ketten und Perlen, Augen in einer schwermütigen Landschaft.

Das ist die Ebene.

Aus ihr steigt das Land anmutig gewellt, mit Hügeln und Tälern, jäh zerrissen in Schluchten, mählich empor. Felsbrocken, nacktes Gestein in üppigen Wäldern, die endlos sich dehnen. Und wieder Äcker und Felder, durchschlängelt von schnellfließenden Flüssen, ein heiteres, fröhliches Bild.

Es wird ernst und gewaltig.

Bläuliche Gipfel, Kette an Kette, steigen aus fernem Dunst. Sie wachsen, größer und höher, in ferntreibende Wolken. Berge sind ragende Grenzen am Horizont.

So ist das Land, das die Dörfer und Städte trägt mit ihren Menschen, Arbeiter alle, ob hinter dem Pflug, dem Schraub-

stock, dem Schreibtisch, ob in Fabriken, Kontoren und Gruben. Schaffende Männer neben den Frauen, die Mütter sind: Das ist das Volk.

Es wurzelt in dieser Erde, mit der es das Blut seiner Ahnen verbindet, in diesem Boden, der ihm das Brot gibt. Es liebt dieses Land, das ihm die Heimat ist: Deutschland!

Das ist ein Volk, ein Reich.

So ist es endlich geworden.

Deutschland, das ist eine Nation, die wieder glaubt, wieder hofft. Sie hat den Willen zur Zukunft.

Deutschland ist an der Arbeit.

Räder drehen sich, Schornsteine rauchen, in Gruben klopfen die Hacken.

Der Bauer führt seinen Pflug durch die eigene Erde, die seinem Geschlechte verbleibt.

Straßen schwingen sich durch das Land, gewaltige Werke.

Aus Sümpfen wird Acker, Deiche heben sich gegen gierige Flut, und neues Land steigt aus dem Meer.

Millionen Männer, die Arbeitslosen, verbittert und zwecklos, sind sinnvoll geworden und dienen der Zukunft ihrer Nation mit ihrer Kraft.

Muß es nicht werden?

Da ist ein Bild, lebendiges Geschehen an einem Sommertage in diesem Land, das ist Symbol:

Sonnenschein über reifendem Korn. Endlose Felder mit Blumentupfen, blau in Gold, aus denen ganz fern die Dächer des Dorfes rot leuchten.

Eine Straße, von grünen, breitästigen Bäumen beschattet, taucht aus der Senkung des leicht welligen Landes und steigt über den Hügel, hinter dem sie verschwindet.

Auf ihr klingt ein Lied auf, dort hinter dem Hügel ertönt es noch leise und weit, dann näher, lauter und lauter, ein Rhythmus im Marschtakt hallt mutig und frisch. Da blitzt die

Sonne in plötzlich auftauchenden, blinkenden Eisen, sie wachsen auf Stielen höher, da sind ihre Träger, Köpfe und Leiber: Männer im Marsch mit geschulterten Spaten, junge, gebräunte Gestalten. Sie stehen gegen den blauenden Himmel mit seinen fernsegelnden Wolken wie kraftvoller Ausdruck eines fröhlichen Willens zur Arbeit.

So ist das Volk.

Doch über das blühende Land legt ein dunkles Gerücht plötzliche Schatten. Von Mund zu Mund fliegt es, sich selber vergrößernd, und hinterläßt bleiche Gesichter, die zwischen Entsetzen und Unglauben schwanken.

Gibt es ein neidisches Schicksal?

Ist die Welt sinnlos?

Was ist geschehen?

Niemand weiß, wer es sprach:

„SA. gegen Hitler!"

Das ist ja Lüge, es kann niemals sein!

Es wäre Mord und Zerfleischung, Blut und Vernichtung! Da stünde der Bruder gegen den Bruder, Freund gegen Freund und Sohn gegen Vater.

Das wäre das Ende:

Fremde Söldner im verbluteten Land!

Verbrecherisch ist schon das Wort, Verrat der Gedanke.

Unmöglich die Tat!

Wer kann sie wollen?

Er wäre Verbrecher am Land, an der Erde der Heimat, am Volk, an den Männern, den Frauen, Müttern und Kindern!

Verbrecher!

Doch fern in der Stadt hat sich schon alles entschieden: Treu blieb die SA. ihrem obersten, einzigen Führer! Es konnte nicht anders sein.

Sinnvoll ist das Geschick.

Einzelne, wenige waren Verräter.

Sie hat das Schicksal zermalmt.

An diesem Tage weist Adolf Hitler seiner SA. das ewige Ziel. Er führt sie zurück zu dem Weg, den sie in den Jahren des Kampfes marschiert ist. Das ist der Weg des Glaubens, des Opfers, der Treue und Disziplin. Auf ihm wurde der Mann der SA. zum politischen Soldaten, Typ eines neuen Geschlechts. Er wurde für Freund und Feind einst zum Monument der Idee! Und so soll es wieder sein.

Der Führer will es.

Er selbst gibt den ersten Befehl, in dem er Weg, Aufgabe und Ziel in klaren, einfachen Worten nennt.

Vorbild an Einfachheit sei die SA., reinlich und sauber die Organisation, so verlangt er es. Und er macht es den neuen Führern zur Pflicht, nie die alten und treuen Männer in der SA. zu vergessen, denn diese haben Deutschland erobert und nicht die anderen, die kamen, als der Sieg schon errungen war.

Der Zweck der SA.?

Sie suche ihre Stärke auf dem Gebiet, das ihr allein nur gegeben ist!

Und das sind die Worte des Führers:

„Ich will, daß der SA.-Mann geistig und körperlich zum geschultesten Nationalsozialisten erzogen wird. Nur in der weltanschaulichen Verankerung in der Partei liegt die einzigartige Stärke dieser Organisation."

Da hat sich der Glaube der Treuen erfüllt.

Sie haben gehofft: Der Führer kennt unsere Not!

So ist es gewesen.

Die Zweifler müssen verstummen.

Es ist nun bewiesen:

Adolf Hitler weiß, was geschieht.

Er handelt, wenn die Zeit dazu reif ist.

Er ist der Führer.

Im Lande marschiert die SA.

Trommeln wirbeln und Lieder klingen.

Der Marschtritt hallt auf den Straßen.

„Steilt eure Stirnen empor, Kameraden!

Stolz sei euer Blick!

Ihr trugt das Opfer, ihr hieltet die Treue!

Unsterblichkeit webt um die Fahnen, die vor euch flattern!"

Rot leuchtet das heilige Tuch, Sonne blitzt in den funkelnden Spitzen und auf den Adlern geweihter Standarten.

Dunkle Wolken zerrissen in reinigendem Gewitter.

Hell ist der Weg der braunen Armee, verweht sind die Schatten, die auf ihm lagen.

Mit ehernem Gesicht marschiert die SA. diesen Weg, den der Führer ihr weist.

Mißgunst wie Lob gleiten von ihr ab, denn sie ist ein Jahrzehnt durch tobenden Haß und brausenden Jubel marschiert.

Unbeirrt!

Sie denkt nicht an Lohn.

Opfermut, Treue und Disziplin sind ihr Gesetz.

Da ist ein Morgen, irgendwo an der östlichen Grenze des Reichs steigt die Sonne über endlosen Wäldern empor.

Kirchenglocken klingen über das weite Land, denn es ist ein Sonntag. Doch sie sind fern und verwehen im Winde. Aber nahe ist ein Lied, das schwingt sich über die reifen Felder, und eine Fahne flattert auf einer Höhe, weit sichtbar über den Äckern. Und um diese Fahne stehen Männer im Braunhemd.

Das ist ein Trupp SA.

Seine Männer sind junge Bauern und Siedler. Kameraden sind sie, die Bauern und die alten Kämpfer der Stadt, die hier eine endliche Heimat suchten und fanden.

Ihr Wille wurde zur Tat, Sehnsucht zur Wirklichkeit:

Sie stehen auf eigener Scholle.

Das ist die Erde, die ihre Väter einst ließen. Doch Söhne gewannen sie sich zurück.

Dort unten liegen die Äcker, denen sie dienen in täglicher Arbeit und glücklichem Schaffen, in schwerem Kampf um das Brot.

Das ist nun ihr Leben.

Doch die Männer sind froh, denn sie haben Wurzel gefaßt. Glücklich sind sie, denn ihnen hat sich nun auch das letzte erfüllt: Sinnvoll wurde ihnen wieder diese SA., zu der sie gehören und von der sie nicht lassen.

Weit sind ihre Herzen und offen und bereit zur Andacht.

Angetreten sind die Männer zu Besinnung und Gelöbnis. Ihnen deutet Kurt Hecker den Sinn ihres Kampfes. Und sie erkennen in ihm ein großes, gewaltiges Schicksal. Aufsteigt es vor ihnen und ist ungeheuer. Es heißt SA.

Sie fühlen, daß sie sich diesem Schicksal für immer verschworen haben und ein Teil von ihm sind.

Und das Wissen darum erfüllt sie mit Ehrfurcht und Stolz.

Schweigend scharen sich die Männer eng um den jungen Führer.

Der packt die Fahne mit beiden Fäusten und schwingt sie hoch über ihnen blutrot in den blauenden Himmel. Und die Männer recken die Arme empor und erneuern den Schwur.

„Alles für Hitler!"

Sturmriemen pressen entschlossene und mutige, schmale Gesichter, hell leuchten die Augen.

So sind die Männer, ein Guß, ein Wille.

Sie alle halten die Fahne.

In ihnen brennt die Idee und erfüllt sie.

Das ist ihre Andacht.

Ihr Gebet heißt: „Deutschland"!

Inhalts-Übersicht

Die Handlung beginnt im Frühjahr des Jahres 1926 und endet im Sommer des Jahres 1934.